

# DEUTSCHE RUNDSCHAU

DEZEMBER 1937

64. JAHRGANG

## AUS DEM INHALT

REICHWEIN: Warum kämpft Japan? / PAHL: Luftpolitik im pazifischen Raum / FECHTER: Das Ende der Generationen / v. KOENIGSWALD: Friedrich August von der Marwitz / PFLUG: Der stille Strom / NUSS-BÄCHER: Die Apotheose des Lebens / DIESEL: Das Phänomen Deutschland / WALLISCH: Wilhelm Bolts in Afrika und Indien / JOSEF MARTIN BAUER: Die barocke Kerze. Novelle

---

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL  
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER  
UND EUGEN DIESEL

---

MONATLICH 1.— RM

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

# Deutsche Rundschau

GEGRÜNDET IM JAHRE 1874 · HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL  
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL · PREIS 1.— RM

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang · Jahresabonnement 12.— RM für 12 Hefte zuzüglich ortsüblicher Zustell-  
gebühr bzw. Postüberweisungsbesen. Vierteljährlich 3.— RM · Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt  
SCHRIFTFÜHRUNG: BERLIN W 35 · KURFÜRSTENSTRASSE 42 I  
VERLAG PHILIPP RECLAM JUN., LEIPZIG C 1, INSELSIR. 22/24 · POSTSCHECKK. LEIPZIG 295

64. JAHRGANG

DEZEMBER 1937

## INHALTSVERZEICHNIS

Adolf Reichwein: Warum kämpft Japan? . . . . .	161
Walther Pahl: Luftpolitik im pazifischen Raum . . . . .	166
Paul Fechter: Das Ende der Generationen . . . . .	168
Harald v. Koenigswald: Friedrich August von der Marwitz . . . . .	172
Hans Pflug: Der stille Strom. Mit Bildern . . . . .	177
Konrad Nußbächer: Die Apotheose des Lebens . . . . .	185
Die ewige Wirklichkeit . . . . .	189
Eugen Diesel: Das Phänomen Deutschland . . . . .	194
Rundschau . . . . .	196
Friedrich Wallisch: Wilhelm Volts in Afrika und Indien . . . . .	202
Josef Martin Bauer: Die barocke Kerze. Novelle. Schluß . . . . .	208
Margret Boverl: Generalunordnung . . . . .	221
Literarische Rundschau:	
K. Wiedenfeld: Nationalsozialistische Wirtschaftspolitik . . . . .	225
E. K. Wiechmann: Von Sommer, Herbst, Tieren und Menschen. . . . .	226
H. Goldschmidt: Politik und Gesellschaft . . . . .	228
R. Pechel: Für den Weihnachtstisch . . . . .	229



## Warum kämpft Japan?

Im Sommer 1932, kurz nach dem japanischen Angriff auf Schanghai, schrieb ich an anderer Stelle: „Jeder aufmerksame Beobachter weltwirtschaftlicher und weltpolitischer Zusammenhänge spürte, daß der Zusammenstoß der sich allmählich zusammenballenden ostasiatischen Festlandsmacht China mit dem aktiven, imperialistisch-erpanstiven japanischen Inselreich das europäische Schicksal unmittelbar tangierte . . . Für die autonome Formung des ostasiatischen Völker- und Wirtschaftsraumes innerhalb einer neugegliederten wirtschaftlichen Welt, für die Bildung einer Lebensgemeinschaft, einer Symbiose der östlichen asiatischen Völker, deren erste Anfänge wir gegenwärtig zu beobachten glauben, ist es von entscheidender Bedeutung, ob und in welcher Weise das Völkermassiv China und das Aktionszentrum Japan sich einander zuordnen, koordinieren, arbeitgemeinschaftlich zusammenfinden. Die Flammenzeichen vom Nonifluß und von Schanghai sind nur Signale für gewaltige Spannungen, die seit Generationen zwischen China und Japan beständig latent gegeben waren, die immer wieder zu weithin sichtbarem gewalttätigem Ausbruch kommen, und nicht eher einen Ausgleich finden werden, als nicht die vielfältigen Konfliktfelder zwischen beiden bereinigt sind . . . Der Bevölkerungsdruck Chinas und Japans ist zum nächsten und dringendsten Problem aller ostasiatischen Gestaltung geworden.“

Damit ist auch heute noch, und auf manches weitere Jahr, der eigentliche Kern des japanisch-asiatischen Problems angedeutet. Die Bemerkung von damals hat recht behalten; das Feuer im Osten entschwand unserer Aufmerksamkeit, weil es, so weit entfernt, unter der Asche zu verglimmen schien — bis wiederum, plötzlich wie vor fünf Jahren, die Stichflamme hochschoss und als ein Blitz die Welt erhellte. Und abermals: wie vor fünf Jahren, und wie auch künftig, wird nur das Verstehen der inneren Zusammenhänge zu einem Begreifen jener immer neu und heftiger entflammenden Kämpfe um den ostasiatischen Festlandsbogen führen. Die unheimliche vulkanische Wucht aber, die sich in den Ausbrüchen des japanischen Machtwillens entlädt, stammt aus der völlig vergleichslosen Ballung eines rapide wachsenden und tatkräftigen Volkes auf einem stündlich enger geschnürten Raum.

Der unerhörte Bevölkerungsdruck, der den Japanern auf ihren schmalen, felsigen Inseln, wie sie fürchten, bald den Atem raubt, ist das eigentliche Motiv ihrer gesamten Außenpolitik. (Ob die Art dieser Politik, so zwingend ihre Richtung ist, Erfolg verspricht, soll hier offen bleiben.) Rund 70 Millionen Japaner müssen sich heute auf 60000 qkm kultivierbaren Landes ernähren und erhalten; 1167 also auf 1 qkm! Es gibt wenige Länder — immer das Verhältnis der Bevölkerung zur Kultur-, nicht zur Gesamtfläche zugrunde gelegt — die sich damit irgendwie vergleichen ließen: am ehesten noch Großbritannien und Holland mit etwas über 800-qkm-Dichte, Belgien mit 687, kaum noch Deutsch-



land mit 327, Italien 323. Diese einzigartig bedrohliche Lage Japans führte, trotz ebenso stark entwickelten Volksgefühls, zu heftigen sozialen Spannungen, die den inneren Druck des überfüllten Raumes schon längst bis zum kritischen Punkt gesteigert haben. Es ist wohl anzunehmen, daß die Heftigkeit der außenpolitischen Aktionen auf dem asiatischen Festland in der inneren sozialen Unausgeglichenheit Japans selbst begründet ist.

Wie ist es zu dieser Innenspannung Japans und ihrer stoßhaften Entladung nach außen gekommen?

Sie ist das Ergebnis eines unvergleichlichen geschichtlichen Tempos, mit dem Japan seine moderne Entwicklung in nunmehr genau 70 Jahren vorangetrieben hat. Im November 1867 legte der fünfzehnte und letzte Shogun, Yoshihiso Tokugawa, alle Macht in die Hand des Kaisers Meiji, der soeben den Thron bestiegen hatte. In dieser Handlung, die weniger selbst eine Entscheidung, als vielmehr den Vollzug einer innerlich schon gefallenen Entscheidung bedeutete, schieden und begegneten sich zwei Zeitalter japanischer Geschichte: „Mittelalter“ und „Neuzeit“; eine bäuerlich-handwerkliche Gesellschaft, in bewusster Beschränkung auf ihre Inseln dahinlebend, wurde abgelöst von einer industriellen, technisch denkenden, imperial handelnden. Und ebenso bedeutet das Jahr 1867 die Scheidemarke für zwei völlig entgegengesetzte Entwicklungslinien des japanischen Bevölkerungsschicksals, bis hinein in die fast unwägbaren Wertungen der Familie und schließlich auch die Bevölkerungspolitik des Staates.

Während der friedlichen Tokugawa-Periode, von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, hat sich die Zahl der japanischen Bevölkerung kaum verändert. Seit dem Erlass zur Volkszählung des Jahres 1721, der in Abständen von sechs Jahren weitere Zählungen folgten, sind wir in der Lage, 200 Jahre japanischer Bevölkerungsentwicklung ziemlich gut zu überschauen.

Diese Zählungen der Tokugawa-Periode sind sicher nicht mit unseren heutigen Methoden statistisch genauer Erfassung zu vergleichen. Aber selbst, wenn man die Folgen der möglichen Fehlerquellen sehr hoch ansetzt und einen Spielraum von zwei bis drei Millionen läßt, ergibt sich doch das Bild einer durch fast anderthalb Jahrhunderte ziemlich stationären Bevölkerung. 1721 wurden 26 Millionen Japaner gezählt; 1846 kaum mehr: 26,9 Millionen. Einige der Ursachen dieser Stabilität der Tokugawa-Zeit kennen wir: die Hungersnöte, deren die Chronik von 1690 bis 1840 allein 22 berichtet; die künstliche Geburtenbeschränkung. Die Hungersnöte hatten sowohl atmosphärisch-klimatische wie politische Gründe. Unter den atmosphärischen Störungen wüteten besonders schlimm periodische Kälteeinbrüche von Norden, Trockenheiten, Taifun- und Vulkankatastrophen\*. Das politische System der Tokugawa war solchen Prüfungen in keiner Weise gewachsen. Die Zerspaltung des Landes in fast 300, z. T. winzige politische Einheiten feudaler Struktur, deren jede sich gegen die Nachbarn abschloß, um „autark“ zu sein, führte zu der verhängnisvollen Praxis,

\* Als Vergleichsmaßstab: das Erdbeben 1923 vernichtete Werte in Höhe von 14 Milliarden Mark.



daß einem hungernden Territorium von den Nachbargebieten in keiner Weise geholfen wurde. Zu dieser inneren Schachtelung kam die Abschließung des ganzen Landes nach außen; der Bau von Schiffen über 50 t (später 100 t) war verboten, um jeden Handel nach Übersee, selbst nach dem nahen asiatischen Festland, zu verhindern. Diese kleinterritoriale Zersplitterung und Abspernung hatte natürlich eine Unzahl schwerwiegender Folgen, von denen wir nur eine unmittelbar bevölkerungspolitische erwähnen. In der Kaste der Samurai, des politisch führenden Schwertadels, war es gegen die Sitte, mehr als drei Kinder zu haben. Infolgedessen gehörte der künstliche Abort zu den Selbstverständlichkeiten; und die Haltung der führenden Schicht in diesen Dingen wurde zum wirksamen Vorbild für die Massen. Hungersnöte und Geburtenbeschränkung hielten die Bevölkerung durch Jahrhunderte auf dem alten Stand, trugen also entscheidend zur „Normalisierung“ des Bevölkerungsdruckes bei und damit auch zu einer „Stabilisierung“ der inneren sozialen Struktur. Langsam nur änderte sich diese zur Norm gewordene Haltung der Tokugawa-Zeit, und zwar in dem Maße, wie sich Japan, vor allem mit dem fortschreitenden 19. Jahrhundert, der westlichen Welt, zunächst geheim, dann immer offener, erschloß. Die politische Tat des Jahres 1867 war die äußere Anerkennung einer innerlich schon vorbereiteten Wandlung.

Nunmehr aber, nach der Übergabe der Macht an ein zentrales, gesamtjapanisch denkendes und handelndes Kaisertum, nahm die Entwicklung ein einzigartiges Tempo an. 1872 wurden bereits 33 Millionen Japaner gezählt. Und 1875 setzte jenes schnelle Wachstum ein, das bis zur Gegenwart anhielt und auch in Japan, wie in den westlichen Ländern, zum Schrittmacher der industriellen Entwicklung wurde. Während der letzten Generation betrug die jährliche Bevölkerungszunahme etwa 1 Million. In 60 Jahren verdoppelte sich das Volk; als ob es nach dem langen Stau seiner Wachstumsenergien alle Dämme sprengen wolle. Obwohl der Anteil der gebärfähigen weiblichen Bevölkerung am Gesamtvolk nur 47 v. H. beträgt — gegenüber 55 v. H. in Deutschland! — verdoppelte sich in jenen 60 Jahren auch der Geburtenindex. Allerdings wird diese mit westeuropäischen Verhältnissen kaum vergleichbare hohe Geburtenlichkeit des modernen Japan durch eine ebenso ungewöhnlich hohe Kleinkindersterblichkeit z. T. wieder ausgeglichen; während im Nachkriegsdeutschland 1924 nur 22 v. H. aller Todesfälle auf Kinder unter 4 Jahren entfielen (1930 nur noch 16 v. H.!), waren es in Japan 40 v. H.! Entscheidend jedoch bleibt, daß das Volk in den 70 Jahren der Meiji-Zeit seine Stellung zur Familie von Grund auf gewandelt hat; die große Familie ist heute geheiligt.

Diesem Volkswachstum steht keine entsprechende Erweiterung der inneren Nahrungsbasis gegenüber. In der Tokugawa-Zeit wurden 10–13 v. H. der Gesamtfläche bebaut; heute sind es, bei Ausnutzung aller, auch der letzten restlichen Möglichkeiten, 15 v. H.! Und eine mehr als verdoppelte Bevölkerung! Dabei dürfte auch heute die Reiseinfuhr, infolge der industrie- und wehrpolitisch bestimmten Gesamteinfuhr, kaum 10 v. H. des Verbrauchs übersteigen; was dies bedeutet, ist nur recht zu begreifen, wenn man bedenkt, daß in Japan 53 v. H. der Ernährungs kalorien allein auf Reis entfallen. Angesichts dieser Lage ist es



wichtig zu wissen, daß nach dem Kriege die Grenze zum abnehmenden Bodenertrag überschritten wurde. Bis zu welcher hochgradiger Intensität unter dem herrschenden Bevölkerungsdruck die japanische Pflug- und Hackkultur entwickelt wurde, erhellt aus folgendem Zahlenverhältnis: ein Drittel der Gesamtkosten entfällt auf menschliche Arbeit, ein Viertel auf die Düngung (Schätzung der Kaiserlichen Landwirtschafts-Gesellschaft)\*. Wenn man sich immer gegenwärtig hält, daß die Reisdecke auch in der Tokugawa-Zeit knapp gewesen ist, bedeutet die beachtliche Steigerung der japanischen Reiserträge in der Meiji-Zeit — dank der Intensivierung des Bodens vor allem, sehr in zweiter Linie erst infolge der Neuerschließung von Reisland — daß sich die Reislage nicht verschlechtert, aber leider auch nicht verbessert hat. 1880 wurden bei einer Bevölkerung von 36 Millionen 31 Millionen Koku Reis geerntet (1 Koku = 174,8 l); 1927 bei 61 Millionen Einwohnern 61,5 Millionen Koku. Gleichzeitig ging das Reisland pro Kopf der Bevölkerung von 0,7 auf 0,5 ha zurück. Heute kann man sagen, daß Japan sich bis auf 30 v. H. dem Optimum, sowohl an Reisland wie an Intensitätsgrad, angenähert hat. Auch die Sättigung der Landwirtschaft mit menschlicher Arbeitskraft ist bis zum äußersten gesteigert; vergleichbar nur noch den Verhältnissen in China. Auf jede im Landbau tätige Person entfallen weniger als 1½ Morgen Bodenfläche. (Hier wird auch verständlich, warum zwei Drittel der japanischen Industriearbeiterschaft weiblichen Geschlechts sind; zum größten Teil also, vor allem in der Textilindustrie, Mädchenüberschuß vom Lande.) Eine neue Gefahr meldet sich: 1923 wurde zum erstenmal der Landwirtschaft für industrielle Zwecke mehr Land entzogen, als anderswo hinzugefügt. Mit zunehmender Industrialisierung wächst diese Gefahr. Einer der führenden Landwirtschaftskenner Japans, Professor Nasu, faßt zusammen: „Japan scheint an einem Wendepunkt seiner Geschichte angekommen zu sein. Das Bezeichnende der kürzlichen sozialen Unruhe in Japan, die soziale Bewegung unter den Pächtern\*\* und Industriearbeitern, die seit einiger Zeit sehr sichtbar geworden ist, kann nur von dem Hintergrund aller dieser Tatsachen verstanden werden.“ (Shiroshi Nasu, *Population and Food Supply in Japan*; in: *Problems of the Pacific*, 1928, S. 347). Angesichts solcher Lage erscheint es selbstverständlich, daß die Sachverständigen pflichtgemäß alle Möglichkeiten, bis zum Rande, rechnerisch im voraus zu erfassen suchten. Wenn man alle Pläne für eine künftige innere und benachbarte äußere Kolonisation (Korea und Formosa eingeschlossen) summiert, kommt man, die restlose Durchführung der auch finanziell belastenden Programme vorausgesetzt, zu einer möglichen Steigerung des Reisertrags um 36 Millionen Koku (gegenüber dem Jektertrag von durchschnittlich 60 Millionen

\* Die einkame Höhe der japanischen Reiserträge ergibt sich aus folgendem Vergleich: auf den Morgen (2500 qm) wurden geerntet in: Britisch-Indien 208 kg, Java 251 kg, USA. 292 kg, Japan 649 kg.

\*\* 46 v. H. des japanischen Kulturlandes werden in Pacht bewirtschaftet. Die Bauernwirtschaften sind zu 28 v. H. Pacht-, zu 41 v. H. gemischte Pacht-Eigentums-Betriebe. Die Pächter liefern i. a. 50 v. H. ihrer Ernte an den Grundbesitzer ab. 50 v. H. aller Besitzer bewirtschaften Betriebsgrößen unter 2 Morgen.



im Jahr). Ob diese Spitze bei zunehmender Industrialisierung im Kernland zu erreichen ist, erscheint nicht als sicher. Immerhin kann bei gewaltsamer Anstrengung von innen her noch etwas Luft geschafft werden.

Aber Japans heutige Politik will mehr: sie will nicht kleine, lerge, sie will große Sicherheiten für die Zukunft. Sie will den Nährraum des Volkes nicht nur zweidimensional, in der Ebene des Landbaues, sondern dreidimensional, d. h. auch im Raum der Industrie, sichern. Darum greift es zum asiatischen Festland; es erwartet von dort: 1. Märkte für seine Industrie, 2. Rohstoffkammern für die Ernährung seiner Massen und die Versorgung seiner industriellen Betriebe (Kohle und Eisen). Es stößt im asiatischen Festlandsbogen, in China vor allem, aber nicht auf leere Räume — weder was die politischen noch was die wirtschaftlichen Möglichkeiten anbetrifft — sondern, um dies hier nur anzudeuten, auf Räume mit Übervölkerungsproblemen eigener Art. Daraus ergibt sich der große Konflikt. Mit der Festlandskolonisation hat Japan, auch dort, wo es sich seit 30 Jahren ungehindert betätigen kann, keine großen Erfolge erzielt. 1905, nach dem Russisch-Japanischen Krieg, nach der Öffnung einer Siedelzone in der Mandschurei, erklärte Japan voller Hoffnung, daß es in 10 Jahren 1 Million japanische Kolonisten in diese Gebiete schicken werde; nach 20 Jahren lebten in Kwantung und der Mandschurei aber nur 200 000 Japaner, und davon die Hälfte nur bäuerliche Siedler. Inzwischen ist die chinesische Bevölkerung der Mandschurei aber von 3 auf 30 Millionen angewachsen. Die japanische Festlandskolonisation scheint also — klimatische und andere Gründe gibt es zur Genüge — erheblichen Schwierigkeiten, und keineswegs politischen, zu begegnen. Japan sucht gewiß, nach 30jähriger Erfahrung, heute auch nach andersgearteten Lösungen. In den letzten wirtschaftlichen „Normaljahren“, vor 1930 also, entfielen je ein Drittel des japanischen Außenhandels auf USA. und China. Ohne Zweifel bedeutet China das wichtigste Feld seiner Zukunft; und zwar — dies ist das Kernproblem vor allen anderen — als Markt für seine Industrien. Nachdem es den „westlichen“ Weg vor 60 Jahren beschritten hat, mit Industrialisierung und Volksvermehrung, nachdem es seine Nahrungsquellen, wenn noch nicht erschöpft hat, so doch in ihrer Begrenztheit fast mathematisch klar überschaut, bleibt — nach dem bisherigen Mißerfolg der festländischen Kolonisation — nur die industrielle Expansion, und die braucht Massenmärkte. Nicht mehr die eigene Scholle, wie zur bäuerlich-handwerklichen Tokugawa-Zeit, sondern die Fabrik schließt im industriell gerichteten Meiji-Alter die — für Japans Ernährung immer noch entscheidende — Reislücke. Für die Erschließung eines japanbezogenen Großmarktes gibt es zwei Wege: Partnerschaft oder Herrschaft. Vereinbarungen großen Stils im ostasiatischen Raum, gegründet auf der politischen Eigenständigkeit der völkisch, sozial, geographisch-klimatisch gesonderten Einzelräume, oder den imperialen Versuch, gegründet auf der Herrschaft des stärksten Aktionszentrums und dem Vasallentum der andern. — Hier stehen wir heute. Alles ist noch offen.

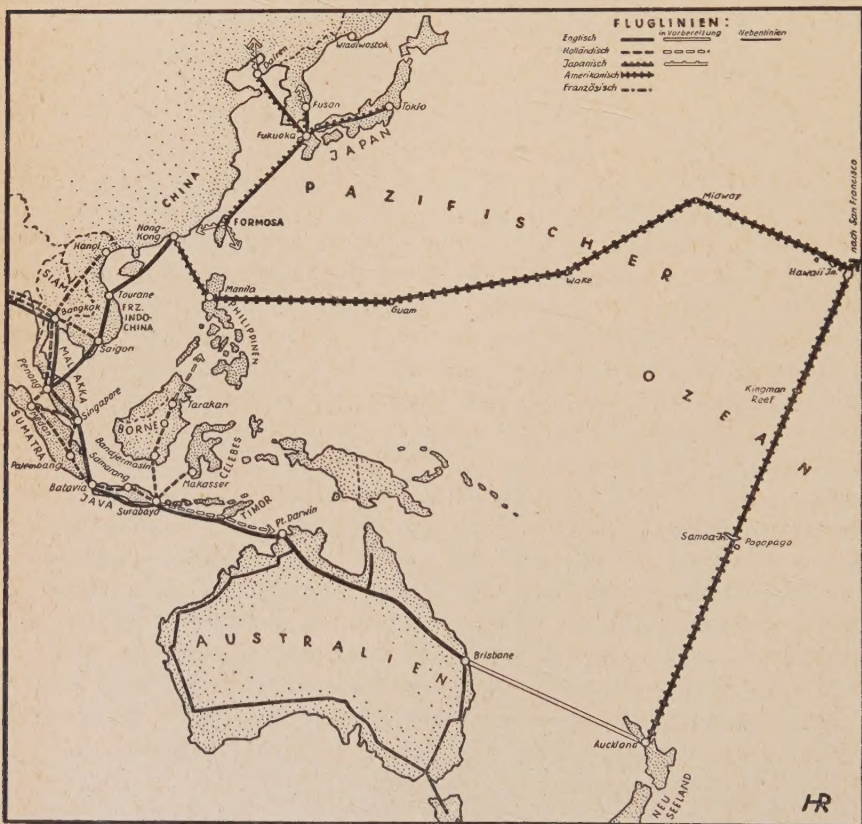
Eine Sonderkarte „Ferner Osten“ im Maßstab 1:8 000 000 ist im Bibliographischen Institut in Leipzig erschienen, die eine gute Möglichkeit bietet, die kriegerischen Ereignisse zu verfolgen.



# Luftpolitik im pazifischen Raum

Von Europa aus wird Ostasien durch die britische Imperial Airways, durch die Air France und durch die holländische KLM regelmäßig angeflogen. Die Engländer erreichen ihr „Vorwerk“ Hongkong durch eine Zweiglinie ihrer großen Empire-Route England–Indien–Australien. Diese Zweiglinie wird zur Zeit von Penang aus über Indochina geführt. In absehbarer Zeit hofft man aber, Hongkong via Siam an das Empire-Netz anschließen zu können.

Die französische Hochstraße nach ihrer großen und reichen Kolonie Indochina wird seit einiger Zeit durch eine chinesische Luftverkehrsgesellschaft bis nach Kanton verlängert. Am schnellsten und häufigsten fliegt die holländische KLM nach Südostasien. Während die Engländer und Franzosen noch 8 bis 9 Tage brauchen, um Singapore bzw. Hanoi zu erreichen, bewältigen die Holländer die Strecke Amsterdam–Batavia in 5½ bis 6½ Tagen. Seit Anfang Oktober fliegt die KLM sogar dreimal in der Woche nach Insulinde.





Von Surabaya aus zieht das holländische Luftverkehrsnetz über Borneo nach Manila, wo es den Anschluß an den transpazifischen Dienst der Pan American Airways findet, der Manila mit San Franzisko und Hongkong verbindet. Diese längste meerüber ausgespannte Flugstraße — etwa 13500 Kilometer — führt von San Franzisko aus zunächst nach Hawaii, dem amerikanischen Singa-pore. Über Midway, Wake und Guam wird Manila erreicht. Midway und Wake, bisher fast unbekannte Korallenriffe, besitzen seit einem Jahr komfortable Flug-hotels.

In sechs Tagen von USA. nach China! Eine deutliche Warnung an Japan, sich in bezug auf die Stärke des Geltungswillens der Vereinigten Staaten im pazifischen Raum keinen Täuschungen hinzugeben. Ganz gewiß messen die Amerikaner ihren neuen Flugstülpunkten im Pazifik auch eine hohe strategische Bedeutung bei. Der regelmäßige Dienst auf einer neuen Pazifik-Linie, die USA. mit Neuseeland verbindet, wird in diesen Wochen aufgenommen. Die über 11000 Kilometer lange Strecke (San-Franzisko — Auckland) wird von Hawaii über das Korallenriff Kingman Reef und Pago Pago in Amerikanisch-Samoa geleitet. Ein Blick auf die Karte zeigt den strategischen Vorzug dieses südpazifischen Luftweges: er umgeht die Barriere des japanischen Mandatsgebiets in der Südsee. Guam, die letzte Station vor Manila auf der transpazifischen Luftmagistrale, liegt inmitten des japanischen Inselswarms.

Inzwischen bereiten Neuseeland und Australien einen Luftweg über die Tasman-See vor. Damit wird die letzte Lücke in dem britisch-amerikanischen Luftdreieck geschlossen, dessen Eckpunkte San Franzisko, Hongkong und Auckland bilden.

Japan ist nicht müßig geblieben. Seit Jahren unterhält die japanische Luftverkehrs-gesellschaft einen regelmäßigen Dienst zwischen dem Inselreich und Mandschukuo, und zwar auf der etwa 2000 Kilometer langen Strecke Tokio — Fukuoka — Dairen. Dieser Luftweg mündet in Dairen in das ausgedehnte Luftverkehrsnetz, das in Mandschukuo ausgebaut worden ist. Von Dairen aus wird das japanische Luftliniennetz jetzt nach Nordchina vorgetrieben. Zu den wichtigsten Zielen der japanischen Luftfahrt gehört heute der Ausbau von Luftwegen nach Formosa und Siam sowie nach dem Inselreich in der Südsee (das uns einmal gehörte!). Die Strecke von Japan nach Formosa wird seit einiger Zeit bereits regelmäßig besflogen. Sie soll jetzt via Hongkong und Hanoi nach Siam ausgespannt werden, das bekanntlich auch sonst von Japan eifrig umworben wird, offenbar mit der Zielsetzung, das britische Sicherheitsgefühl in Singa-pore ein wenig zu dämpfen. Der Ausbau von Luftwegen nach dem strategisch überaus wichtigen Inselring in der Südsee ist durch die Anlage von Flugstülpunkten auf den Bonin-Inseln, auf Saipan und Palau vorbereitet worden.

Der luftpolitische Aufmarsch der Großmächte in Ostasien gehört zu den vielen Zeichen dafür, daß der Machtkampf um den pazifischen Raum in ein entscheidendes Stadium getreten ist.

Walther Pahl.



## Das Ende der Generationen

Ein beliebtes Problem der Lebensbetrachtung war bis vor kurzem die Generationenfrage. Der Begriff Jahrgang hatte, vielleicht noch in einer Nachwirkung vom Kriege her, eine Verfestigung und damit eine Bedeutungssteigerung erfahren, von der sich frühere Zeiten nichts träumen ließen. Die Jugendbewegung hatte zuerst den Versuch unternommen, durch das Ganze des Lebenskörpers einen Schnitt zu legen, Jugend und Alter, die bis dahin auch für die bewusste Betrachtung organisch ineinandergeglichen waren, mehr oder weniger scharf voneinander zu sondern — und zwar wertend zu sondern. Alles Positive, Zukunftshaltige, Lebenskräftige war bei der Jugend, alles Negative, Erstarrte, Vergangene war Kennzeichen und Schicksal des Alters, gegen das die Jugend mit ihrer Bewegung sich kämpfend zur Wehr setzte, wie in der heimlichen Hoffnung, das Alter damit überhaupt aus der Welt schaffen zu können. Die Solneß-Haltung gegen die Jugend, die heimliche Angst des Alters vor ihr, war Ablehnung des Alters durch die Jugend, heimliche Hoffnung, das Alter überhaupt aufheben zu können, geworden.

Aus dieser Sonderung der Lebensalter entwickelte sich dann im Lauf weniger Jahrzehnte das Generationenproblem. Es entwickelte sich bis zu dem Versuch, die einzelnen Jahrgänge spezialisierend zu verselbständigen, als Sonderfälle mit Sonderchicksalen gegen die andern zu stellen: der „Jahrgang 1902“ war das peinliche Dokument dieser isolierenden Literaturbetrachtung. Auf der andern Seite bekam es für den Historiker, der in Zeiten denken muß, einen gewissen Reiz, die Ganzheit eines Zeitabschnitts der Kunst, der Dichtung, der Architektur wieder aufzulösen in die Realität des Einzelnen, in einer Epoche wie etwa der zwischen 1200 und 1230 die Generationen der Älteren und der Jüngeren voneinander zu sondern, den Stilbegriff einer bestimmten Zeit in Altersschichten zu sondern. Das Gesamtbild wurde, so gut das ging, aufgeteilt unter die Vertreter der verschiedenen Altersklassen, das Wollen der Jungen vom Können der Alten geschieden, der Rückweg von der historischen Bildtotalität zur Einzelwirklichkeit des vergangenen Lebens gesucht. Wilhelm Pinder hat sich diesem Unternehmen einmal mit all seinem Spürsinn gewidmet und damit die ganze Betrachtungstendenz überhaupt auf ein diskutables Niveau erhoben, gezeigt, was hier an Möglichkeiten und was an weiteren Problemen vorliegt.

Daß es hier weitere Probleme gibt und daß die ganze Aufteilung der jeweiligen Zeiten der Vergangenheit wie der Gegenwart in Jugend und Alter, Generationen und Jahrgänge sowohl für die Gegenwart wie für die Vergangenheit allerschwierigkeiten und Widerstände heraufbeschwört, hat sich nur zu schnell herausgestellt. Die Generationen- und Jahrgangsbetrachtung ist nur zu bald wieder im Hintergrund entschwunden, und zuweilen scheint es, als sollte auch die Zweiteilung des Ganzen in Jugend und Alter bereits wieder dem organischen



Zustand weichen, in dem die Gegensätze sich auf einen gelegentlichen Austausch von Zärtlichkeitsformeln etwa im Stil von „Alter Esel“ und „Dummer Bengel“ beschränken. Der gesunde Instinkt für die Vereinfachung der Betrachtung, dem man heute so oft begegnet, scheint auch hier gesiegt und der differenzierenden Zerlegung eines Zeitabschnitts zuletzt in die Einzelindividuen wieder die zusammenfassende Totalisierung zu einem Ganzen, einer einheitlichen Zeitwelle entgegengebaut zu haben.

Zwei Faktoren haben bei diesem Betrachtungswandel, scheint's, die Hauptrolle gespielt: eine klarere Einsicht in die wirkliche Bedeutung und Lagerung der Geistigkeit einer Zeit — und eine vertieftere Erkenntnis der wirklichen Beziehung zwischen Jugend und Alter, eine Ausweitung des Altersbegriffs über die bloße äußere Jahressummierung hinaus. Die Generationen- und Jahrgangsbetrachtung ging zuletzt von der Voraussetzung aus, daß jeder Jahrgang und damit eigentlich jedes Individuum seine eigene besondere Zeitgeistigkeit mitbringe, von der es in seinem Sein, Betrachten und Schaffen sein lebelang mehr oder weniger gespeist würde. Der Mann vom Jahrgang 1800 war an sein Verhältnis zum Dasein gebunden und der vom Jahrgang 1810 an das seinige, die Bahnen der Generationen überschritten sich, graphisch betrachtet wie Halbkreisbögen über einer in Jahresmillimeter oder -zentimeter eingeteilten Graden als Basis. Es war eine individualistische Betrachtung, die damit zu dem wirklich Geistigen von vornherein in Widerspruch trat: denn zu dessen Wesen gehört von Anbeginn das überpersönlich Allgemeine, Verpflichtende und zu einem geistigen Ganzen Bindende. Nicht das Individuum bestimmt und bedingt seine geistige Haltung, nicht der eine Zeitpunkt seiner Geburt sein geistiges Schicksal: die jeweilige allgemeine überpersönlich bedingte Geistigkeit eines Zeitabschnitts trägt die älteren wie die jüngeren Individuen — und der Zeitpunkt der Geburt bestimmt lediglich die Perspektive, unter der sich den verschiedenen Altersgefährten einer Epoche jeweils die eigene persönliche Lebensbahn innerhalb des individuell zurückgelegten zeitlichen Raums darstellt. Das Zeitraumbild des 1800 Geborenen ist um 1830 oder 1840 naturgemäß ein anderes als das des 1810 Geborenen: was dem einen noch eigenes Gelebthaben, ist dem andern schon Vorvergangenheit, Verikontweisheit, Gewesensein vor dem Beginn des eigenen Raums. Aber der Mensch von 1800 und der von 1810 sind Mitträger der gleichen Zeitwelle des Übergangs aus einer wesentlich geistigen in eine wesentlich von der Wirklichkeit bestimmte Epoche: jeder von ihnen muß für sein Teil diesen Übergang mitleben — wie ihn in weiter zeitlicher Höhe über ihnen beiden der Mann von 1749, der alte Goethe vor- und mitlebte. Der war viel älter als beide, aber er wanderte trotzdem nicht, zeitgebunden an die frißische Welt, noch immer im Geist des Kokoko einher, sondern war genau so modern und aktuell wie die ein halbes Jahrhundert, zwei Menschenalter Jüngeren. Als er, ein fast 80jähriger, den zweiten Teil des Faust schrieb, nahm

er sogar die entscheidenden Momente der geistigen Haltung vorweg, die 100 Jahre später die deutsche Welt tragen sollte: den Mythos der Technisierung des Landes, der Vertüchtigung an Stelle der Vergeistigung hat er geschrieben, nicht ein Dichter des Jahrgangs 1900. Die Gegensätze Jugend und Alter hatten vor dem unheimlichen Greise ihre gesamte Realität verloren.

Man könnte einwenden: es sei hier immer die Rede von Menschen der geistigen Sphären: die Gegensätze des Lebens aber — und bei der Diskussion der Generationenproblematik handele es sich heute im wesentlichen um ein Problem des Lebens — wirkten sich in der Realität erheblich anders aus als im Spiegelreich des Geistes. Dazu ist zu sagen, daß in der Welt des tätigen Daseins die Gegensätze zwischen Alter und Jugend sich, wofern sie überhaupt in die Erscheinung treten, auch tätig regeln: sie nehmen dort ähnliche Formen an wie im Bereich des militärischen Daseins, in dem sie sich teils von selbst derart lösen, daß aus dem großen Reservoir der Jugend, das alljährlich neu das Heer speist, diejenigen, die geneigt sind, auf den dort gewonnenen Erfahrungen ihr berufliches Leben aufzubauen, in die Rolle der Älteren, der Führenden, der Vorgesetzten aufsteigen; zum andern Teil aber werden sie belanglos, sobald eingeborene Begabung die Frage: älter oder jünger hinfällig macht. Zudem werden auch allgemeine Zeitvorgänge am klarsten da sichtbar, wo sie nicht nur gelebt, sondern zugleich bewußt gemacht werden, d. h. im Bereich des Geistigen und seiner Niederschläge.

Der zweite Faktor, der bei dem Betrachtungswandel des Generationsproblems entscheidend mitgewirkt zu haben scheint, ist die moderne Erweiterung und Auflockerung des Altersbegriffs über die bloße äußere Zählung der Jahre hinaus. Die Mediziner haben von dem rein zeitlichen Altersbegriff den biologischen gesondert; sie haben festgestellt, daß die einzelnen Menschen die ihnen mitgegebene Summe an Vitalität, an Lebensenergie, in ganz verschiedenem Tempo und damit in verschiedenen Zeiten aufbrauchen. Nicht nur daß die einzelnen Individuen je nach Eltern und Erbgut verschiedene Quanten an Elan vital mitbekommen: der Rhythmus, in dem dieser Elan sich jeweils auswirkt, ist durchaus nicht gleich und führt daher zu ganz verschiedenen Ergebnissen. Der eine braucht sein Quantum Vitalität sagen wir normal auf: er ist mit 30 Jahren auf seiner Höhe, mit 40 leicht im Absinken, mit 50, wie es früher die Norm war, ein Mann eben von 50 Jahren. Ein anderer aus dem gleichen Jahrgang und in der gleichen Tätigkeit hat bis zum 30. Jahre viel weniger von dem mitbekommenen Erbe verbraucht und mit 40 ebenfalls: er steht, wenn der andere schon abzusinken beginnt, noch immer im Aufstieg; hat mit zahlenmäßig 50 Jahren, vom biologischen Konsum her gesehen, ein Alter von etwa 35 Jahren erreicht. Der Begriff des Alters löst sich in ein Zweifaches: zu der Zählung der äußeren Jahre tritt die Rechnung nach dem inneren biologischen Alter. Das hat nichts mit der Neigung älterer Semester zu jugendlichem Gebaren zu tun: die klugen Ärzte scheinen erfreulicherweise sogar eine Formel festgelegt zu haben, nach der man mehr oder weniger



mathematisch exakt das jeweilige wirkliche biologische Alter eines Menschen festlegen kann. Damit aber wird diese bisherige Betrachtung ganz von selbst von der alleinigen Beziehung auf das Alter erweitert auf alle Lebensschichten, d. h. auch auf die Jugend. In dem Augenblick, in dem es möglich ist, das eventuelle biologische Mehr-Alter eines den Jahren nach noch jungen Menschen ebenso festzustellen wie das biologische Minder-Alter eines den Jahren nach viel älteren, verlieren die rein von dem äußeren Ablauf der Jahre her genommenen Begriffe Jugend und Alter ihre Berechtigung über das nur Zeitliche hinaus und damit ihre Wertungsrechte. Sobald es möglich ist, daß, biologisch betrachtet, Vater und Sohn eines Tages wenigstens vorübergehend gleich alt sind, ist mit der Aufteilung des jeweiligen Lebenskörpers der Welt in Jugend und Alter oder in Generationen nicht mehr viel anzufangen. Man wird sich nach einem neuen Begriff umsehen müssen, der nicht mehr trennt, sondern verbindet, aus den beiden bisherigen Parteien die entscheidenden Faktoren aussondert — und das wird denn wohl der immer noch zu Unrecht im Hintergrund verbliebene Begriff des Erwachsenen sein.

Man wird auch ihn einer neuen Abgrenzung vom biologischen her unterziehen müssen, und das Erwachsenwerden viel strenger und höher ansetzen müssen als bisher, wo man es von der alten äußerlichen Betrachtung rein nach der Zahl der Jahre auf ein sehr frühes Datum festgelegt hat, bei dem sich keiner von uns auch nur von weitem erwachsen vorkommen konnte. Für das bürgerliche und berufliche Dasein war und ist das wohl notwendig und damit richtig: die Wirklichkeit verläuft in völlig andern Kurven. Es wird Sache der Biologen und der Ärzte sein, von irgendeinem ebenso sicheren Reagenzpunkt aus wie dem, von dem sie die biologische Altersformel schufen, das biologische Erwachsensein ebenfalls mathematisch festzulegen; dann wird die Möglichkeit gegeben sein, eine dritte Partei neben Jugend und Alter, die Partei der Erwachsenen, erstehen zu lassen. Sie wird vielleicht einen seltsamen Anblick bieten, ein Miteinander von Menschen zwischen Zwanzig und Dreißig auf der einen, Fünfzig und Siebzig auf der andern Seite: es wird in dieser Auslese aber keinem mehr einfallen Kraft, Wert und Bedeutung eines Menschen nach einer so lächerlichen Äußerlichkeit messen zu wollen, wie es die astronomischen Jahre sind. Das Generationenproblem wird von den Erwachsenen verschiedensten Alters rein durch ihr Dasein ohne Worte in seiner Wesenlosigkeit und Unwirklichkeit ein für allemal entlarvt, und die notwendigen Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern der verschiedenen Zeitperspektiven innerhalb des Ganzen einer Zeit werden die Wirklichkeit bekommen, deren Voraussagung darzustellen die besten Reize des Erwachsenseins ausmacht.

# Friedrich August von der Marwitz

Zu seinem 100. Todestag

Am 7. Dezember 1837 starb Friedrich August Ludwig von der Marwitz auf Friedersdorf. Als man sein Testament öffnete, in dem er seine Nachkommen eindringlich ermahnte, sich niemals an ein so wandelbares und bewegliches Ding zu hängen, wie es das Geld ist, und immer treu zu sein ihrem Beruf, „ihr Leben zu weihen ihrem Könige, ihrem Vaterlande und ihren Mitbürgern und dabei Gott immer vor Augen und in ihrem Herzen zu haben“, wie es der Tote selbst sein Leben lang getan, fanden sich darin auch sehr genaue Anordnungen, wie er sein Begräbnis gehalten wissen wollte. Dem Prediger war das Textwort seiner Predigt vorgeschrieben. „Er soll mich nicht loben wegen dessen, so ich auf Erden getan, sondern zeigen, wie das irdische Leben nur die Vorbereitung ist zum ewigen und der Tod der Eintritt in dieses durch den Glauben. Er kann aber sagen, daß ich gestrebt habe mein Leben lang die mir auferlegten Pflichten und Arbeiten treulich zu erfüllen, dabei mein eigenes irdisches Wohlfühlen für nichts achtend (weil das wahr ist) und daß dabei mein Hoffen auf Gott gerichtet war, daß er mich nach meinem Tode wird eingehen lassen in das Leben . . .“

Genau nach den Anordnungen wurde das Begräbnis gehalten. Auf dem Sarg lag neben Generalshut und Schärpe der einfache Offiziersdegen. Marwitz hatte ihn in den dunklen Tagen des Zusammenbruchs von 1806 getragen, bei Jena und Prenzlau, als aller persönlicher Mut die Katastrophe nicht mehr abwenden konnte. Mit ihm hatte er im Sommer 1813 bei Hagelberg die kurmärkische Landwehr in das schwankende Gefecht geführt und dadurch den Sieg entschieden, 1815 ihn bei Ligny und Wavre getragen, jenen blutigen Tagen, da noch einmal alles auf des Messers Schneide stand, ehe der Sieg von Belle-Alliance die Sorgen und Schatten hell überstrahlte. Er war mit ihm als Sieger in Orléans eingezogen, in die Stadt, die seit den Tagen der heiligen Jungfrau nicht mehr Beute fremder Heere geworden war, sich ehrfürchtig der großen Wendung der Weltgeschichte bewußt, die das wiedererstandene Preußen so hart erkämpft hatte.

Sechs Friedersdorfer Bauern trugen den Sarg des Toten aus dem Haus zur Einsegnung in die nahe Kirche hinüber. Dünn und erschrocken klang der Gesang der Gemeinde in den Wintertag, und viele weinten um den Toten, der dem Dorf allezeit ein strenger und gerechter Herr gewesen war. Nach der kirchlichen Feier wurde der Sarg ins Gewölbe getragen und neben dem der ersten Frau des Toten beigesetzt. Die ruhte dort nun seit über dreißig Jahren, aber die Trauer um sie war nie erloschen. Die zweite Frau, die ihm Söhne und Erben geschenkt, hatte bitter erkennen müssen, daß ihre Ehe im Schatten all der Lieblichkeit blieb, die von der andern ausgegangen war. Was aber ist härter und demütigender in einem lieben Frauenleben als die ahnungslose Härte des Mannes, der niemals die ganze



Liebe erwidern kann, weil ihm noch immer der ferne Schein eines vergangenen Glücks gebunden hält? Wie oft war ihr Blick dem seinen begegnet, wenn seine Augen das Bild der Toten suchten, wie oft war sie in dem großen, alten Haus einsam gewesen, verlassen in ihrem Schmerz um die Kinder, die sie geboren und die der Tod ihr wieder genommen, daß von vier Söhnen nur einer blieb? War es ihre Schuld, daß sie bitter geworden?

Es kamen viele ehrende Nachrufe nach Friedersdorf. Da wurde der Tote ein Mann von altrömischen Charakter genannt, „ein Edelmann im besten Sinne des Wortes, der in seiner Nähe nichts Unwürdiges duldete, allem Schlechten entschieden in den Weg trat, Recht und Wahrheit verteidigte gegen jedermann, der die Furcht nicht kannte und immer in den Reihen der Edelsten und Besten zu finden war . . .“ Auch der Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV. schrieb — es war mehr als einer der üblichen, glatten und liebenswürdigen Trauerbriefe. Er klagte um den Toten, „denn es gibt sehr wenige, auf deren Freundschaft ich so stolz war“, er nannte Hutten und Sickingen, die ihm Sinnbild des Edelsten waren, was dem deutschen Rittertum je erwachsen, um neben diese beiden Gestalten das Bild des Toten zu stellen. Dann aber brach er jäh ab. „Ich komme unwillkürlich in den Stil einer Lobrede“, schrieb er kurz, „und dazu war Marwitz zu gut . . .“

Der überschwengliche Romantiker, dem so leicht in entflammter Rede geistvolle Bilder und Worte vom Munde gingen, verstummte. Es gibt ein Geheimnis um die reine, reife Persönlichkeit, vor dem jedes laute Lob wie eine Entweihung ist, denn dem wirklich Strebenden ist der Beifall, der ihm gezollt wird, nur Lärm; je lauter er ihn umrauscht, desto verächtlicher wird er, weil das Laute nur äußerlich sein kann und alle innere Mahnung ertötet. Das mochte der Kronprinz fühlen, als er im Gedanken an den Toten so plötzlich schloß. Alles Große ist nur ein Dienen am Ewigen, und meist ist es eine demütige, mühselige Gottesknechtschaft, die zur Erfüllung treibt.

Das Leben Friedrich August Ludwigs von der Marwitz ist Dienen gewesen. Über seiner Kindheit lag noch der späte Glanz des friderizianischen Preußen. Aber der Ruhm des Heeres erlosch jäh in den Niederlagen der Jahre 1806 und 1807. Nun ward das Alte verhöhnt, verachtet, verworfen, nun sollte etwas Neues das Heil bedeuten. Aus dem Geist der Französischen Revolution geboren, stieg der Liberalismus mit den Hardenbergschen Reformen über Preußen herauf, alles einst so Bewährte achtlos beiseiteschiebend. Aber waren die sittlichen Kräfte, die einmal den preussischen Staat im Glanz der friderizianischen Siege groß gemacht, wirklich so verbraucht und unwürdig geworden, wie die Menge es schrie?

„Water im Himmel, hast du denn dieses verderbte Volk so mit Blindheit geschlagen, daß sie den hellen Tag, ihre Pflicht, ihre letzte Rettung nicht sehen? Lebt denn nirgends ein Fünkchen von dem Geiste ihrer Vorfahren, welches durch dich und deine Allmacht angefaßt werden könnte zu einer heilbringenden Flamme, die alles Schlechte, Entartete verzehrt und aus deren Asche segensreich eine neue, glückliche Ordnung der Dinge emporstiege? Du allein, o Herr, kannst retten, rette, Allmächtiger, nach deiner Weisheit!“ So betete Marwitz mit zorniger Inbrunst

in den trüben Tagen des preussischen Zusammenbruchs. Er sah die Schatten, die dem Zusammenbrechenden allen stolzen Schein nahmen, aber er wußte hinter den Schatten noch immer das alte leuchtende Bild. Bedurfte es nicht nur eines belebenden Atems, um das Erstarrte wieder zu lösen und zu einem neuen Dasein zu erwecken, das der verwandelten Zeit entsprach, zu neuem Leben, das auf alten preussischen Formen gegründet war? Dafür setzte Marwitz seine Kraft ein. Er durchschaute die Phrase der neuen Zeit, die aus dem Staat eine „indische Pflanzung“ machte, „in der nur noch Sklaven arbeiteten“. In ihm war der Stolz der alten preussischen Kraft lebendig, jenes ernste, harte Verantwortungsbewußtsein, in dem seine Vorfahren gelebt, dem Staat gedient, den Königen ihr Blut hingegeben hatten, in dem er selbst hart gegen sich selbst lebte und handelte und unter der Schande seines Vaterlandes litt, als wäre es seine eigene, persönliche Schande. „Man vergesse nicht, daß der Wille der Nation nicht nach der Mehrzahl ihrer Köpfe und Stimmungen bestimmt werden kann, sondern man bedenke, daß die Nation aus denjenigen Individuen nur besteht, die die Idee ‚Vaterland‘ zu denken vermögen, daß also alle diejenigen, die dessen nicht fähig sind, nichts weiter sind als eine tote Masse . . .“ Dieser „toten Masse“ aber sollte die Macht gegeben werden, so wollte es die neue Zeit. „Nicht die Selbstsucht allein hätte solch großes Übel errichten und ein so gewaltiges Gebäude zusammenstürzen mögen, wenn nicht die Lüge ihr zur Seite getreten wäre, welche, die Schwachen betörend, die Toren verwirrend, eine Decke von Falschheit und Betrug über das Menschengeschlecht geworfen hätte, vor welcher demselben die Wahrheit und das Recht beinahe gänzlich verschwunden sind. So wenig nun Wahrheit und Lüge, Recht und Gewalt jemals friedlich nebeneinander wohnen können, ebenso wenig war an einen Frieden zu denken, so lange nicht jene scheußlichen Grundsätze vertilgt waren.“

Marwitz steht am Ende eines Abschnittes der preussischen Geschichte, der sich von der Strenge der Soldatenerziehung Friedrich Wilhelms I. und dem Ruhm der friderizianischen Kriege bis zur tiefsten Erniedrigung Preußens unter das Joch des Besiegten spannt. Er kämpfte, und das ist der tiefste Sinn seines Kampfes, gegen das brutale Zerschlagen der seit drei Generationen in so vielen Beispielen leuchtend hervorgetretenen Grundprinzipien preussischer Gesinnung und Haltung, denn diese Heiligtümer waren es, die er nun verachtet, entstellt und mit Hohn überschüttet sah. Er kämpfte nicht für ein Altes, Zugrundegegangenes, sein Wille richtete sich auf etwas zeitlos Gültiges, zu dem sich von jeder Generation diejenigen bekannt haben und bekennen werden, denen Preußentum eine Verantwortung und eine Verpflichtung bedeutet. „Man zwingt mich, gehorsam zu sein, wenn ich ungehorsam wäre, man verlange aber keine Unterwürfigkeit, sondern erlaube mir den Wert auf meine Person und auf meinen Stand zu setzen, der ihm jetzt noch gesetzmäßig gebührt . . .“

Dem Kampf, zu dem ihn sein Gewissen aufrief, ging Marwitz nicht aus dem Weg. Er wußte sich rein von allen selbstsüchtigen Gedanken: „Wir müssen es tun, zum Denkmal für unsere Nachkommen, daß wir unsere Pflicht gegen sie und unsern Stand erfüllt haben . . .“, denn „wer nicht eine entschiedene Parteilichkeit hat für das Große gegen das Erbärmliche, für das Recht gegen die Sünde, für die Wahr-



heit gegen die Lüge und für die Freiheit gegen die Tyrannei, der ist ein elender Gefelle und darf nicht mitreden, wo ehrliche Leute zusammen sprechen.“

Marwitz ist in diesem Kampf unterlegen. Nicht weil das sittliche und moralische Recht nicht auf seiner Seite war, sondern weil bei seinen Gegnern die Macht war, die sie rücksichtslos gebrauchten. Fünf Wochen saß Marwitz als Staatsgefangener in der Zitadelle von Spandau, aber auch diese Zeit hat in ihm das Bewußtsein seines guten Rechtes nicht brechen können. Erhaben über alles, was Menschen ihm antun konnten, spottend ihrer Ohnmacht, kehrte er nach Friedersdorf zurück. Aber das Schicksal verwundete ihn schwer. Während er in Spandau gefangen saß, hatte der Tod ihm zwei von seinen drei Kindern genommen. Gebrochen saß der Heimgekehrte am Sterbebett seines einzigen kleinen Sohnes.

Die Zeit des Kampfes der märkischen Stände gegen den bürokratischen Liberalismus Hardenbergs war verklungen, Marwitz' Meinung von dem selbstsicheren Glauben der neuen Zeit achlos zur Seite geschoben. „Der Grund und Boden ist beweglich gemacht, in den Städten gibt es keine Gesamtheit mehr, allenthalben gilt die Masse, die Zahl und das Geld . . .“ „Vielleicht will der Allmächtige, daß seine Welt dahindurch gehe und aus dem Übermaß der Verwirrung etwas Neues, Gutes und noch ganz Unbekanntes in späteren Zeiten sich gestalte . . .“, fügt Marwitz müde hinzu.

Das Schicksal entläßt niemand aus der Verantwortung, die ihm auferlegt ist. Marwitz will sich, „von allen Erbärmlichen geflohen als einer, in dessen Nähe man sich leicht verbrennen kann“, nicht der fordernden Gegenwart entziehen. Die große Armee Napoleons lärmte noch einmal über die Straßen Preußens nach Rußland hinein; nur Trümmer des Heeres kehrten aus der grausamen Weite des winterlichen Rußland zurück: die Stunde kam, in der Preußen das Joch der Napoleonicchen Knechtschaft abwerfen sollte. Marwitz eilte, von Gneisenau gerufen, nach Breslau. Er, der mit seinem dreizehnten Lebensjahr schon in das Heer eingetreten war, wurde der Organisator der kurmärkischen Landwehr und schuf aus dem ungeübten, in Eile zusammengerufenen Haufen märkischer Bauern in wenigen Wochen eine Truppe, die im Gefecht von Hagelberg sich ersten, blutigen Vorbeer errang. „Es ist der Krieg der Freiheit gegen die Tyrannei, des Rechts und der Ordnung gegen Gewalt und Willkür, der Wahrheit gegen die Lüge, der Tugend gegen die Sünde“, jubelte Marwitz. Für ihn waren die blutigen Triumphe, die von den verbündeten Heeren auf den Schlachtfeldern in Deutschland errungen wurden, nur ein äußeres Bild. Eine Welt stand gegen die andere unversöhnlich im Kampf. In diesem Ringen der Geister sah er noch einmal die Frage aufgeworfen, die der Inhalt seines Kampfes gewesen war. „Es wird jetzt darum gekämpft, ob in Deutschland auch geglaubt werden soll, wie bisher in Frankreich geglaubt worden ist: daß ein Volk durch Worte glücklich sein könne, wenn es durch Taten geschunden wird; daß man sich dem Mächtigsten jederzeit unterwerfen müsse und stillhalten zu allem, was er tut; daß die Größe eines Volkes oder eines Mannes bestehen könne in dem Ungeheuren und Furchtbaren und nicht vielmehr in der steten Ausübung des Rechtes; daß Staat und Regierung gleichbedeutend sei, mithin

alles, was von den Regierern ausgehet, auch angesehen werden muß, als ob es vom Staate ausgehe . . .“

Noch einmal sieht er den Kampf unter die Frage gestellt: „Ist der reichste Staat seines Reichtums wegen der glücklichste, oder verdient der glücklich genannt zu werden, in dem die Freiheit seiner Bürger am festesten gegründet ist? . . .“ Auch dieses Mal entschied das Schicksal gegen den Hoffenden. Wie der harte, mühsam errungene Sieg genutzt ward, machte Marwitz nicht froh: „Dieses Deutsche ist ein wahres Chaos, es soll seine Bestimmung und sein Leben erst noch bekommen . . .“

Die Einsamen in der Geschichte, denen das Schicksal als innerstes Gesetz auf-erlegte, gegen den Strom der Zeit zu schwimmen, sie erfahren die Forderung der Geschichte tiefer und ergreifender als diejenigen, die sich an den Ufern der Zeit dahintreiben lassen, kaum fragend, wohin die Reise geht, kaum der Bilder sich bewußt, die an ihnen vorübergleiten. Sie erkennen in Leid und Sorge das ewige Gesetz, unter dem das Leben ihres Volkes steht, ein hartes Gebot, an dem alles falsche Glänzen, Eitelkeit und Ruhmredigkeit in nichts zergehen müssen. Noch im Unterliegen sind sie Mahner der Zeit, Wissende der Schuld, die die andern auf sich laden, ohne daran zu denken, daß alle Schuld einmal gesühnt werden muß. Ihr Ruf verhallt ungehört, bis er vielleicht in der nächsten Generation, vielleicht auch erst nach einem Jahrhundert zur neuen Gewalt wird: aber was bedeutet eine Generation, was selbst ein Jahrhundert im Leben eines Volkes, wenn nun ihr Wort verstanden würde?

Der Adel, dessen reines Glänzen über dem Andenken Friedrich August Ludwigs von der Marwitz liegt, bleibt mahnendes Vorbild. Was er erreichte, mag auf der Krämerwaage der Erfolgsanbeter sehr leicht wiegen. Kein Sieg rühmt ihn, wohl aber der Kampf, der harte Kampf, in dem das innere Gesetz ihn lebenslang auf verlorenem Posten kämpfen hieß: aufrecht und klar, treu und wahrhaftig, in Geradheit und harter Selbstüberwindung, vielleicht auch im Bewußtsein, gegen die Mächte der Zeit unterliegen zu müssen, rein und edel die Forderungen erfüllend, die über jedem Menschenleben stehen sollten. Wenn sein Urentel Bernhard von der Marwitz in der Erschütterung des Weltkrieges mit sich rang: „Ich will nicht zu den leichtsinnigen Menschen gehören, die ihrem Dunkel aus dem Wege gehen und lieber mit falschem Licht die Schatten übertäuben, an denen sie doch wachsen könnten“, so hatte der Vorfahr in solchem Kampfe sein ganzes Leben gelebt, und das Bekenntnis des einen ist der Glaube, unter den auch der andere sein Leben gestellt hat: „Bleibt der Boden gesegnet, dem wir angehören und dem wir dienen, so gilt das Schicksal dieses Geschlechts, das seine Liebe zu ihm beweisen muß, nicht viel.“

Wir verweisen auf das Buch von Harald v. Koenigswald „Pflicht und Glaube. Bildnis eines preussischen Lebens“ (Leipzig, Hesse & Becker. RM. 5. —).



## Der stille Strom

Weser:

Leider von mir ist gar nichts zu sagen, auch zu dem kleinſten  
Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muſe nicht Stoff.

Goethe — Schiller, Xenien.

Von Kaſſel, der ſchönen Hauptſtadt des alten Heſſenlandes, führt eine wenig befahrene Bahnlinie nach Norden, die ſich zulezt zwifchen den Wieſengründen des anmutigen Diemeltales und den Laubhängen des einfamen Reinhardswaldes hinzieht, bis ſie bei dem Weſerſtädtchen Karlsruhen endet. Wer von dem kleinen Bahnhof ſtadtwärts ſich wendet, kommt an dem ſtattlichen Invalidenhaus vorbei zu dem verlaſſenen Hafenbecken, bei dem das Standbild des Landgrafen Carl an Urſprung und Namen dieſer eigentümlichen fürſtlichen Gründung erinnert. In dem ſtagnierenden Waſſer ſpiegelt ſich die helle Front des pompöſen Rathauſes, das bewaldete Berge zum Hintergrund hat, wie ſie die Stadt auf allen Seiten umſchließen. Der Zuſchnitt des Ganzen hat das Regelmäßige und etwas Akademiſche einer „gegründeten“ Stadt, aber in dem friſchen Naturrahmen bietet dieſe mit ihrer unverfährten alten Geſtalt ein recht reizvolles und idylliſches Bild, das vergeſſen laſſen könnte, daß wir im Zeitalter der Technik leben. Doch ſchon an der nächſten Straßenecke ruſen dieſes zwei Schilder zurück, die in verſchiedener Richtung weiſen: „Bahnhof linkes Ufer“, „Bahnhof rechtes Ufer“. Die abgelegene kleine Stadt wird von zwei Bahnlinien berührt, aber wer von dem einen Bahnhof zum anderen will, hat eine gute Viertelſtunde durch die Stadt und über die Weſerbrücke zu gehen.



*Im Weſerbergländ. Landſchaft bei Beverungen. Photo: Fritz Carl, Berlin*

Diese kuriosen Verkehrsverhältnisse widerspiegeln nicht nur die politischen Zustände, wie sie hier bis kurz vor der Reichsgründung geherrscht und auf mancherlei Weise formend gewirkt haben, sie sind zugleich auch von sinnbildlicher Bedeutung für die Schicksale der Weserlandschaft überhaupt. Bis 1866 stießen am Weserknie bei Karlsruhen nicht weniger als vier Staaten aneinander: Kurhessen, Preußen, Hannover und Braunschweig; dazu war der Fluß selbst auf lange Strecken binnendeutsche Ländergrenze. Man muß sich vergegenwärtigen, was die zwischen dem Wiener Kongreß und der deutschen Einigung bedeuten konnte. In diesem Zeitraum bahnte sich die Industrialisierung an, gewann das Eisenbahnnetz seine Form, entwickelten sich die Wirtschafts- und Verkehrsbeziehungen ins Großräumige, sprengten viele Städte ihr mittelalterliches Gehäufte und spielten sich die wirtschaftlich-sozialen Zustände ein, die das Gesicht der Jahrzehnte bis zum Weltkrieg prägen sollten. Von Natur schon zu einer Wald- und Bauerngegend bestimmt, bekam das Weserland noch die Hemmnisse partikularer Zersplitterung zu spüren und blieb ein charakteristisch binnendeutsches Gebiet von einer nach innen gefehrten Kleinräumigkeit, bodennah und bäuerlich, abseitig und verhalten. Der einzige unter den großen deutschen Strömen, der von den Ursprüngen bis zum Ende nur deutschen Boden berührt, dessen Mündung eines der Tore zu den fremden Erdteilen wurde, der mit seinen Quellflüssen weitverzweigt tief in die Mitte Deutschlands reicht, wo sich viele Verkehrslinien kreuzen und den wichtige Bahnlinien und Straßen schneiden, entwickelte sich mit seinem Tal selbst nicht zu einer der großen Lebensadern des Verkehrs, sondern blieb ein Land der Stille und eines tätigen Daseins, das die Beschaulichkeit nicht ausschließt.

Bei diesen Geschehnissen wirkten Natur und Geschichte zusammen, in der Flußgestalt das von den Mittelgebirgen in zahlreiche Windungen ausgezogene Tal, in der Menschenart das schwere, beharrende Wesen der Hessen und Niedersachsen, im historischen Ablauf die Wechselwirkungen der politischen Zustände und wirtschaftlich-technischen Entwicklungstendenzen. Aber es kam noch ein besonderer geistig-seelischer Vorgang hinzu, der die Kräfte der Landschaft nach innen fehrte. Ob bei Werden an der Aller, nahe der Mündung des bedeutendsten Nebenflusses der Weser, Tausende von Sachsen hingerichtet worden sind oder kein einziger, ist verhältnismäßig belanglos gegenüber der Tatsache, daß in jenem ersten der beiden Dreißigjährigen Kriege, die das Weserland zu bestehen hatte, das niedersächsische Stammestum politisch und religiös gewaltsam unterworfen und dem Fränkischen Reiche wie der christlichen Welt eingegliedert wurde. Die Symbolstätten dieses Geschehens liegen alle im Bereich dieses Flusses: Erternsteine, Eresburg, Herstelle, Werden, Bremen, Minden, Corvey. Nachdem das Schwert die Entscheidung gebracht hatte, versank das alte Wesen in der Stille, rann in unterirdischen Strömungen nur durch die Zeiten, um manchmal noch, wie gerade in unseren Tagen, wieder hervorzutreten, und das neue wirkte gleichfalls in der Stille auf eine geistige Weise, in und aus den Zellen von Corvey. Dabei fanden beide bleibende Verkörperungen im Sichtbaren von eindringlicher Wucht, das alte Stammestum im niedersächsischen Bauernhaus mit seinen ge-



kreuzten Pferdeköpfen, die neue geistige Macht in den mittelalterlichen Kirchen und hier wieder am großartigsten im Mindener Dom. Die romanische Westfront dieser Kathedrale des karolingischen Bistums verkörpert eine gewaltige Kraft, aber eben eine Kraft der Stille; aus dem gotischen Innenraum sprechen die Gelöstheit und der Ausgleich, die für Jahrhunderte auch diese Landschaft durchwirken sollten, bis sie in der Reformation wieder einiges von ihrem alten Wesen annahm, das den Menschen noch in ihrem Blute saß.

Es gibt ein Gegeneinanderwirken von Kräften, das befruchtend und schöpferisch ist, wie auch ein anderes, das zerstörend wirkt. Hier an der Weser findet sich noch eine dritte Form; die gegensätzlichen Kräfte werden nebeneinander bewahrt, bleiben mehr in der Latenz, als daß sie kämpferisch nach außen stoßen. Im niedersächsischen Bauerntum hat sich am zähesten germanische Art gehalten, in den Gemeinden des Ravensberger Landes auf eine unlaute, aber starke Weise der christliche Glaube. Große, einmalige geschichtliche und geistige Leistungen sind in der Weserlandschaft durch Jahrhunderte hindurch kaum nachzuweisen, dafür aber geht durch sie ein beständiger, mächtiger Lebensstrom, der ohne Schwankungen im verborgenen wirkt und manches angrenzende Feld wässert. Am Lebensbaum Deutschlands bedeutet die Weserlandschaft weniger die Zweige und Blätter, Blüten und Früchte, als die Wurzeln und den Stamm.

Das Leben um diesen Fluß ist von langsamem Wachstum und verhaftet mit dem Boden als Wald, Acker, Weide und Wiese. Kein anderer der größeren Wasserläufe Deutschlands ist so in tiefe und oft noch urhafte Wälder eingebettet wie die Weser zwischen Münden und Minden. Oben bei der Sababurg im Reinhardswald wachsen und modern riesige Eichen, umhegt von dem breiten Gürtel der Forsten, die fast ohne menschliche Siedlungen bis in die Täler reichen. Ein einsames, fernes Waldgebirge ist auch der Solling, an den sich die anderen Züge des Weserberglandes anschließen, deren Hänge und Kämme Buchen und Fichten bedecken. Aber dazwischen geht der Pflug des Bauern auf tiefgründigem Boden, und es ist ein Zeichen seiner Verwurzelung in der Scholle, daß sich in der Bückeburger Gegend die alten Trachten erhalten haben, wie auch der Bückeberg bei Hameln einen gemäßen Ort für den Feiertag des deutschen Bauerntums darstellt. Wo das Wasser des Flusses benekend die Erde tränkt, breiten sich auf dem Grunde des Wesertales frischgrüne Wiesen, deren Heuduft im Sommer die Luft erfüllt. Jenseits der Porta, wo schon der feuchte Hauch des Meeres über das Land streicht, und das Wasser träge aus dem ebenen Land weicht, dehnen sich in der unabsehbaren Fläche die horizontlosen Viehweiden, über die nur selten ein paar Bäume und die Strohdächer eines Dorfes hinausragen. An seinem Unterlauf aber begleiten den Strom die fetten Marschen, an deren Rändern die magere Geest beginnt, mit sandigen Hügeln oft aus düsteren Mooren aufragend.

Ein so landhaftes Gebiet, wie es die Weser auf beiden Seiten ihrer Rinne in breitem Streifen säumt, setzt der Entwicklung von Städten bestimmte Grenzen. So bedeutend dieser binnendeutsche Strom als landschaftsformende Kraft ist: er brachte an seinen Ufern doch nur *e i n e* wirklich große Stadt hervor, Bremen, das aber, als Welthandelsplatz und Überseehafen, Gepräge und Rang mehr vom

Meere als von dem Fluß und seinem Umland empfang. Und selbst Bremen ist, verglichen mit anderen Großstädten, eine stille Stadt, von großer Ruhe und Gediegenheit, trotz der Fabriken an seinen Rändern und dem Schiffsverkehr in den Häfen keine lärmvolle Werkstatt, sondern im Kern eine tätige Bürgerstadt, vielleicht am ehesten in seinen Überlieferungen als Freie Stadt noch dem mittelalterlichen Gemeinwesen mit ihrer Ausgewogenheit städtischer Tätigkeiten vergleichbar. Läßt man die noch mehr von der See bestimmte Doppelsiedlung Bremerhaven — Wesermünde außer acht, so sind von den verbleibenden Weserorten Minden und Hameln an der Übergangsstelle wichtiger Verkehrswege, zu denen als zukunftsreicher jüngster der Mittellandkanal gekommen ist, bescheidene Mittelstädte und alle übrigen gemütliche Kleinstädte, deren Wesen und Wachstum mehr auf ihre Stellung als Landschaftszentren des umgebenden Bauernlandes zurückgeht, als auf industrielle Einflüsse.

Diesen Umständen haben auch die eigentlichen Weserstädte — nur Minden, als einstige Festung eingengt, fällt etwas aus diesem Rahmen — ihr reizvoll altertümliches und geschlossenes Architekturbild zu danken. Die niederdeutschen Fachwerkhäuser mit ihren übertragenden Geschossen, dem leuchtend rot, blau, gelb, grün abgefekten Balkenwerk und allerlei launiger Schnikerei haben etwas anheimelnd Warmes und einladend Behagliches, das zum Verweilen lockt. Einen aristokratischen Zug erhalten sie durch die steinernen Bauwerke der Weserrenaissance mit ihrer grauen, kühlen Formenstrenge, wie sie am schönsten Hameln ausgebildet hat, wo das Hochzeitshaus und das Rattenfängerhaus an die lichtesten



Weser bei Hoyer.

Photo: Hans Pflug





Hameln. Museum und Stifthserrnhaus.

Photo: Hans Pflug

und dunkelsten Zeiten der Stadt erinnern; sehr geschlossen erscheinen sie auch im Stadtbilde des durch seine Universität bekannt gewordenen Rinteln. Nicht auf die Städte beschränkt sind die herrlichen romanischen und frühgotischen Kirchen, an denen die Weserlandschaft reich ist. Sind die von Bremen, Verden, Hameln, Minden, Hörter und Corvey allgemeiner bekannt, so verdienen doch auch die abgelegeneren romanischen Kirchen von Bursfelde, Lippoldsberg an der oberen Weser und Bücken an der unteren einen Besuch bei einer Flußreise den stillen Strom entlang.

Bei Karlsruhen, von dem diese Betrachtung ihren Ausgang nahm, ist die Weser schon von recht stattlicher Breite, obwohl sie als Fluß noch ziemlich jung ist. Aber der Weserstein bei Münden, von welchem Punkte der Wasserlauf den Namen führt, den er bis zu seinem Verströmen im Meer behält, bezeichnet ja nur auf eine etwas poetische Weise seinen Ursprung, da hier Werra und Fulda sich vereinigen und „ihren Namen büßen müssen“. Eine Lebensgeschichte der Weser, die an diesem Punkte einsetzte, würde sozusagen gleich beim Eintritt ins Mannesalter beginnen, indes doch von einer Persönlichkeit oft mehr in der Jugend zu erkennen ist, als im späteren Leben. So finden sich die Flußeigentümlichkeiten der Weser auch schon bei ihren Quellflüssen. Die Werra, der größere und bestimmendere, entspringt im Thüringer Wald und bleibt auf ihrem Wege durch die Grenzgebiete zwischen Thüringen, Franken, Hessen und Niedersachsen den Waldgebirgen treu. Wieder gleitet der Verkehr, diese mächtig verändernde Zeitkraft, häufiger über ihr Tal hin, als daß er es benutzt, und es

sind mehr geschichtliche Erinnerungen als Gegenwartsmächte, die uns bei den kleinen Städten an ihrem Laufe begegnen, in Eisfeld, der Heimat Otto Ludwigs, der Kleinresidenz Hildburghausen nahe der vorgeschichtlichen Steinsburg, bei Meiningen, wo Ludwig Bechstein lebte und der Theaterherzog wirkte, am Schauplatz des Wäsfurger Krieges, in dem rübrigen Eschwege wie in Burkard Waldis Heimat Allendorf und schließlich beim Hanstein und dem früher feindlichen Ludwigstein, mit dessen Ausbau der deutsche Wandervogel seinen Gefallenen ein Denkmal setzte. Liegt doch hier auch der Hohe Meißner, wo das Märchen Frau Holle ihre Flocken schütteln läßt und sich die Besten der deutschen Jugend einmal auf die bleibenden Werte und Aufgaben der Deutschen besannen.

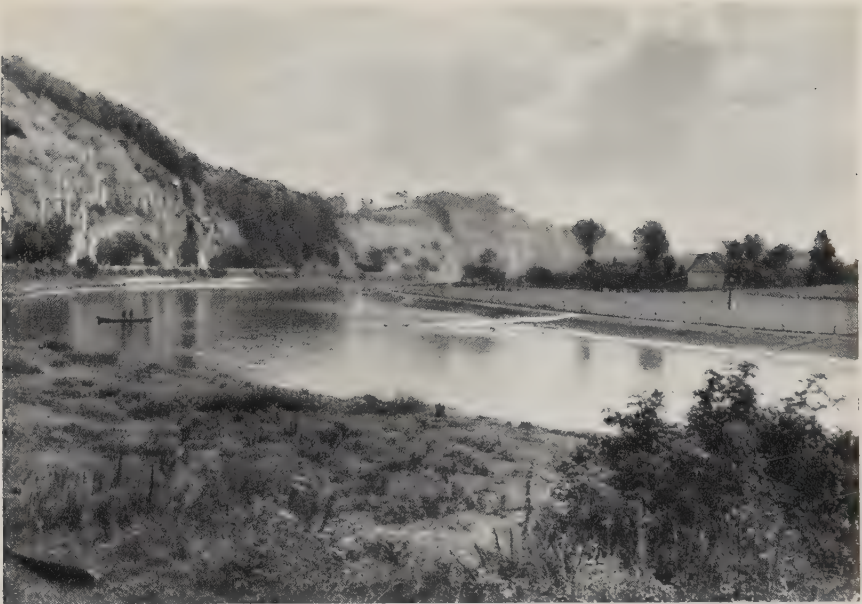
Im nahen Kassel haben einst die Brüder Grimm die Volksmärchen gesammelt und mitgeholfen den Grund zu legen, zu der großen Wiedererinnerung des Volkes, die von der Romantik bis zur Jugendbewegung reichte. Trotz der Henschelschen Lokomotiven und großstädtischer Züge ist das Gewicht des Geschichtlichen in der Hauptstadt einer der beharrsamsten Landschaften sehr stark, und wer Ernst Kochs „Prinz Rosa Stramin“ und Bähres hübsches Büchlein „Eine deutsche Stadt vor 60 (100) Jahren“ kennt, wird manchen der biedermeierlichen Züge, die hier geschildert werden, im Kassel von heute noch wiederfinden. Durch die hessische Hauptstadt fließt die Fulda, der andere Quellfluß der Weser, und wie die Werra dieser das Waldbhafte zubringt, so jene das Bäuerlich-Landhafte. Sie rinnt zwischen Wiesen und Äckern hin, meist im breiten, fruchtbaren Tal; durch die Eder empfängt sie das Wasser der Schwalm, die



Hämelschenburg.

Photo: Hans Pflug





*Im Weserbergland. Steinmühl an der Weser. Photo: Fritz Carl, Berlin*

einer der bäuerlichen Urlandschaften von zähester Beharrungskraft den Namen gab. Die binnendeutschen Kerngebiete der Mittelgebirge, in denen so lange Märchen und Volkslied lebendig blieben, sind die Brunnenstuben der Flüsse, die dann die Weser bilden, und lange noch haften dieser die gemüthhaft innigen Züge der deutschen Mitte an.

Wer den Strom, der hier der stille genannt wurde, erleben will, kann sich kein geeigneteres Standquartier wählen als eben das Städtchen Karlsruhen, auf das zuerst der Blick gelenkt wurde. Es gibt aber keinen schöneren Zugang dazu, als die Fahrt von Münden den Fluß hinunter, weil im sanften Hingleiten auf dem Wasser durch die weiten Strombögen der jungen Weser die Landschaft den Zauber ihrer Anmut und Ruhe am lieblichsten entfaltet. Von den Wiesen-uferrn laufen die braunen Äcker zum Walde hin, der mit seinem Schweigen den Strom umschließt in seiner Furche zwischen den auf und ab wellenden Bergen. Da liegt zur Linken der Reinhardswald, wo Hans Grimms „Wolf ohne Raum“ anhebt, und bei Lippoldsberg grüßt des Dichters Haus zu den Reisenden hinunter. Zur Rechten bleiben die Forste des Solling, dem Heinrich Schnrey entstammt, der im Volkstum das Wurzelhafte zu bewahren suchte, ein rechter Anwalt dieser Stromnatur in seinem Wirken. Langsam rinnen die Gluten der Weser dahin, immer zwischen Wiese, Feld und Wald. Selten kommt ein Dorf; Bahnverkehr und Industrie stören nicht den Frieden des Tales, das wenig Wandel erfuhr im Hingang der Zeit.

So ist auch Karlsbafen ein Ort der Stille und Beschaulichkeit. An leuchtenden Herbsttagen gehen bei dem nahen Helmarshausen die Pferde vor der Egge auf dem frisch umgebrochenen Acker weich wie auf Samt. Zwischen gilbenden Kirschbäumen führt ein schmaler Pfad zur Ruine der Kruckenburg, dichtes Ge-  
strüpp bedeckt Graben und Hang, Frauen kehren mit Kieven aus den Gärten heim, und Kinder spielen unten im Dorf vor den offenen Hofstoren. Auf dem Asphalt der Landstraße ziehen sich braunrote Lehnspuren hin, dazwischen liegt auch einmal ein saftgrünes Rübenblatt. Die gesättigte Ruhe der Landschaft webt auch um die kleine Stadt, über die sich der Abend senkt. Ich gedenke eines Abends, als ich an einem offenen Fenster über dem Fluß saß. Der Wind rauschte in den alten Bäumen, wirbelte eine Lindenfrucht herein; eine weiße Kaze schlich vorsichtig über den Kies des Wirtsgartens, an dem der Fluß lautlos vorbeizog, manchmal im Spiel einer Welle aufschimmernd; vom nahen Wehr tröpfelte das Wasser in stetem Fall. Ein Schiff kam in der Biegung langsam stromauf, Scheinwerfer spielten blinkend über das Wasser, Stimmen drangen gedämpft herauf, eine Kette rasselte und dann lag das Schiff still an der Lände. Es war eine große Ruhe über allem und der Atem eines in sich geborgenen Landes.

Eine Landschaft vermag sich nicht nur gleichnishaft in einem Orte auszuformen, sondern manchmal auch in einem einzelnen Menschen. Ich war in jenen Tagen auch in Holzminden und Eschershausen gewesen, und dort in der Heimat Wilhelm Raabes und an den Stätten seiner Schöpfungen und Gestalten drängt sich einem die innige Verbindung des Dichters mit den Wesergegenden auf und verspürt man, wie er selbst ihr ehtester und stärkster menschlicher Ausdruck ist. Langsam nur sekte sich das Werk Wilhelm Raabes\* durch, entstanden aus der verhaltenen, unlauten, durchseelten Kraft seiner Heimat, geschaffen in räumlicher und geistiger Zurückgezogenheit in einem Zeitalter, das geräuschvoll und vorwärtsdrängend war. Im Nachdenken über unser Volksschicksal haben wir längst begriffen, wieviel solche abgelegenen Gegenden, die sich nicht an die Zeitkräfte der Zivilisation und des Massenhaften verloren haben, als schlafende Triebe an dem Baume unserer Volkskraft bedeuten. Sie sind Bewahrer der inneren Kräfte, aus denen wir leben, verborgene Hüter eines Erbes, dessen wir nicht entbehren können. Der Dichter und der Strom seiner Heimat bleiben Verkörperungen und Sinnbilder der stillen Mächte, auf denen das Dasein unseres Volkes in der Dauer seines Lebensablaufes ruht, erdhast und seelisch zugleich, wie das deutsche Wesen aus beidem gewoben ist.

\* In der Erkenntnis der zeitlichen und bleibenden Bedeutung Raabes verdanke ich viel dem ungewöhnlich bedeutenden, viel zuwenig bekannten Buche von Wilhelm Herz: „Raabe, seine Zeit und seine Berufung“ (Berlin 1926).



# Die Apotheose des Lebens

Zum 65. Geburtstag von Ludwig Klages

Es ist nur zu verständlich, daß sich die Auseinandersetzung um Ludwig Klages zunächst an dem erregenden und herausfordernden Titel seines Hauptwerkes: „Der Geist als Widersacher der Seele“ entzündet hat. Dieser Angriff auf einen durch große Tradition und höchste Genien geheiligten Begriff, der für viele mehr als Begriff, nämlich Grundlage der Existenz und Haltung ist, mußte in der Tatsächlichkeit der nackten Aussage wie ein Sakrileg wirken und notwendig leidenschaftliche Gegenangriffe hervorrufen. So ist die Flut der Schriften pro und contra Klages mehr von dem Eifer des Bekenntnisses als von der ruhigen philosophischen Besinnung getragen, und die große öffentliche Diskussion auf dem Berliner Philosophenkongreß 1936 erinnerte in ihrem Verlaufe etwas an die Konzilien des Mittelalters, auf denen um Glaubensdinge mit allem Einsatz der Macht und der Persönlichkeit hart und erbittert gekämpft wurde. Diese Wirkung eines philosophischen Werkes zeigt — wie immer man zu seinen Inhalten stehen mag — die Kraft und Tiefe des Impulses an, der sie ausgelöst. Daß Philosophie auch heute noch, weit über die Fachkreise hinaus, die Gemüter derart bewegen kann, daß sie aus den kühlen Bezirken der Erkenntnistheorie unmittelbar in die Entscheidungsfragen der Existenz hineinwirkt: das ist auf jeden Fall ein Beweis ihrer Lebenskraft — Zeugnis auch der ungewöhnlichen Persönlichkeit, die diesen Sturm der Meinungen entfacht hat.

Dennoch werden wir zu einer gerechten Würdigung des Lebenswerkes von Ludwig Klages nur gelangen, wenn wir zunächst die Ebene des Glaubensstreites verlassen und die zugespitzte These seines metaphysischen Endergebnisses verstehend aus den Grundlagen zu entwickeln suchen. Denn es ist ja nicht so, daß hier ein revolutionärer Wille verneinender Art sich gegen all das, was wir unter „Geist“, „geistiger Existenz“ und „geistiger Kultur“ verstehen, in zerstörender Weise richtete, daß hier einer Primitivierung und Barbarisierung das Wort geredet würde, nicht einmal kann man die Rousseauische „Rückkehr zur Natur“ als Parallele heranziehen. Daß Klages selbst in seinen Werken höchste geistige Leistungen hervorgebracht und eine bis in die letzten Verästelungen rational klare Beweisführung angetreten hat, ist ihm ja gerade von manchen seiner Gegner als Argument gegen seine Schlussfolgerungen entgegengehalten worden. (Übrigens ohne Beweiskraft: denn die virtuose Handhabung eines Mittels sagt nichts über dessen metaphysischen Selbstzweck aus.) Wahrhaft fruchtbar wird die Beschäftigung mit Klages, wenn man die negative Seite seines Werkes: die metaphysische Feindschaft gegen den Geist, zu verstehen sucht aus dem überschwenglich positiven Urgrunde, der ihm die eigentliche Substanz gab: der metaphysischen Entdeckung des Lebens und seines seelenhaft-göttlichen Kernes.

Es sind metaphysische Positionen, die in der Entgegensetzung von Geist und Leben bei Klages sichtbar werden. Der Metaphysiker ist seinem Wesen nach von dem Ethiker und dem Moralphilosophen unterschieden, so sehr sich die Gebiete in ihren Auswirkungen verflochten. Die Schau fragt nicht nach dem Warum und Wozu, ihr geht es zunächst und zunächst um das Bild. Dieses Bild trägt seine tiefste Überzeugungskraft in sich selbst, und alle rationale Beweisführung kann nur das Geschaute ausdeuten, nicht seine Ursachen erweisen. Ebenso ist die Metaphysik in gewissem Sinne gleichgültig gegen die Frage: wie soll ich mich verhalten?, sie ist keine „Anweisung für das selige Leben“. In besonderem Maße gilt dies für Klages. Er ist so ganz von den Bildern erfüllt, die in den beiden Mächten von Leben und Geist Gestalt gewonnen haben, daß er den unmittelbaren praktischen Folgen seiner Weltanschauung nur eine beiläufige — und fast stets äußerst pessimistische — Betrachtung widmet. Rechtfertigung seines Werkes aber ist die ungeheure Anschauung vom Leben, wie es ihm in seiner Fülle, seiner Göttlichkeit und Tiefe, in seiner Gestaltigkeit und inneren Ordnungskraft zur Offenbarung wurde.

Der Begriff des Lebens ist so allumfassend, daß er sich einer philosophischen Ausdeutung zu entziehen scheint. Die „Philosophie des Lebens“ ist daher in den Verruf gekommen, sich in verschwommenen Allgemeinheiten und Schwärmerei zu verlieren, wie es etwa für den Pantheismus tatsächlich zutrifft. Selbst die tiefsten Einsichten einer Lebenslehre, wie sie bei Goethe und der Romantik bruchstückhaft zu finden ist, ja die scharf erhellenden Blicke Nietzsches in die Gründe des Daseins wollten sich nicht zu dem Ganzen eines Systems schließen und blieben — obzwar beunruhigend — für den strengen Gang der Philosophie unverbindlich. In Klages sind die überaus reichen Anregungen, die er von Goethe, der Romantik, Nietzsche und Bachofen empfing, zu einem gestalthaften Organismus geschlossen, der bis ins letzte ausgebildet der philosophischen Erörterung offenliegt.

Die gestalthafte Begrenzung ist nur in der kritischen Sonderung möglich, das Positive bedarf, um klar hervorzutreten, seines Gegensatzes. Hieraus verstehen wir, wie Klages gerade durch die überschwengliche Anschauung vom Leben zur Entdeckung einer ebenso gewaltigen Gegenmacht geführt wurde, die er unter dem Symbol des Geistes zusammenfaßte. Man mag bedauern, daß der vieldeutige und durch hohen Gebrauch ehrwürdige Ausdruck zur Bezeichnung einer sehr scharfen, eindeutigen Erscheinungstatsache genommen wurde — aber welches andere Wort wäre durch Vollgehalt würdig, dem Leben als Widersacher entgegengestellt zu werden? Wesentlich ist die Qualität der Unterscheidung — so sehr die Worte und Namen, gerade nach Klages, ihre eigene Magie ausstrahlen — und diese Unterscheidung liegt in außerordentlich präzisen Gegenüberstellungen vor.

In die Tiefe des Gegensatzes werden wir geführt, wenn wir die von Klages aufgezeigten Qualitäten des Lebens zugrunde legen. Er geht von seinen höchsten Erscheinungen aus, die sich nicht in dem Objekt, dem Ding der Naturwissenschaft, sondern in dem unmittelbaren „Erlebnis des Lebens“ offenbaren. Auch konnte



nicht das sogenannte Normalleben den Maßstab für seine metaphysische Wertung geben, sondern nur seine gesteigerten Erscheinungsformen. Dieses reinste und höchste Erleben findet Klages in jenen Augenblicken, da der Mensch die Schranken zwischen Ich und Welt schwinden fühlt und unmittelbar erfasst wird von den Strömen außerpersönlicher Mächte. Die entrückte Schau, die (nicht äußerlich mißzuverstehende) Ekstase, die mystische Vereinigung der Seele mit der Welt zeigen das Leben in seinem innersten, tiefsten Wesen, von dem das alltägliche Leben nur schwache Abgüsse bieten kann. Bruchstückhafte Zeugnisse solchen, dem Willen und dem Bewußtsein entzogenen, Erlebens in neuerer Zeit sieht Klages in den Werken der Dichter, von dem tiefen Rausch und entrückten Traum bis zu den schwächeren Graden der „Stimmung“, die alle im Bilde den seelischen Gehalt des Erlebten festhalten und ihn magisch dem Hörer mitteilen. Es ist das seelische Erlebnis, das durch das Medium des bildhaften Wortes und des rhythmischen Klanges unmittelbar wieder zur Seele spricht und in ihr Bilder und Schwingungen auslöst, die nicht durch den rationalen Sinn des Gesagten zu erklären sind.

So weitreichend die Folgerungen im philosophischen Werke Klages' sind, es kann kein Zweifel bestehen, daß hier seine tiefsten Ursprünge liegen. Das Erlebnis der dichterischen Empfängnis, des Angesprochenwerdens der Seele durch die Bilder der Welt hat den Blick gelöst für die Allerscheinungen des Lebens in seinen tausend Formen, in seiner bewußtlos bildenden, strömenden Macht. Wer diese Grundlage nicht anerkennt, wird auch die weiteren Konsequenzen als Verstiegenheit abtun. Klages aber erschloß dies dichterisch-mystische Erlebnis den Zugang zu den Bereichen, in denen er die Ursprünglichkeit des Lebens schaffend-bildend am Werke sah: zu der Welt einer frühen Menschheit, die er mit Vachosen die „pelasgische“ nennt, zu der Welt des Mythos und zu den Erscheinungen einer vom Bewußtsein noch wenig durchdrungenen Kultur der Naturvölker, zu denen auch noch Schichten der europäischen Völker und gerade des deutschen Volkes gehören.

Die Entdeckungen in diesen Bereichen können hier nicht angedeutet werden. Sie seien nur als Beispiel dafür angeführt, daß das Schwergewicht des Klages'schen Werkes in seinen positiven Teilen liegt, mit denen er die Einzel- forschung auf verschiedensten Gebieten außerordentlich befruchtet und sogar bis in die Gestaltung des alltäglichen Lebens hineingewirkt hat. Das Stück Natur, das im Kerne des Deutschen auch heute liegt, wurde von dem Wesen seiner Philosophie angesprochen und fühlte sich in seinem Tiefsten bestätigt. Seine Lehren vom Rhythmus, von der „Wirklichkeit der Bilder“, von dem Symbolgehalt der alten Mythen, von der Polarität allen Lebens sind Errungenschaften, die selbst losgelöst von der metaphysischen Grundlage seiner Philosophie ihre Eigenkraft beweisen und die geniale Art seiner Forschung dartun. Philosophisch ist es von besonderer Bedeutung, daß das Gebiet des Unbewußten, das bis dahin als bloßer Allgemeinbegriff vom Bewußtsein abgehoben wurde, als ein überaus reiches, vielgestuftes, von eigenen Ordnungskräften bewegtes Bereich, fast wie ein neuentdeckter Erdteil in Erscheinung tritt. Die Durchforschung des Bewußtseins ist von

der europäischen Philosophie von Descartes bis Hegel in einem Maße durchgeführt worden, daß für die Nachfolgenden kaum grundlegende neue Entdeckungen übrigblieben. Es scheint ein im Zuge der Entwicklung liegendes schicksalhaftes Ereignis der europäischen Philosophie zu sein, daß sie sich mit Klages — und einigen großen Vorläufern — dieser anderen, bisher noch wenig erhellten Hemisphäre unserer seelischen Welt mit ganzer Leidenschaft zuwendet. Ob nicht gerade sie die ursprünglichere und an Geheimnissen reichere, für unser Schicksal und Sein entscheidendere ist, diese Frage ist von der Philosophie hiermit endgültig aufgeworfen worden. Und sie wird ganz anders gesehen und beantwortet als von einer intellektualistischen „Psychoanalyse“.

In diesen größeren Zusammenhängen muß die Erscheinung Ludwig Klages' gewürdigt werden, in den positiven Errungenschaften seiner Lehre vom Leben, vom Unbewußten, von der bilderträchtigen Seele und dem weltenschaffenden Eros. Daß ihm diese Entdeckungen nur möglich wurden durch die Konfrontierung der Gegenmacht, die er Geist nannte, daß er dabei vor großartigen Einseitigkeiten nicht zurückschreckte — das sind Notwendigkeiten, wie sie jedes schaffende Genie braucht. Erst die durchbringende Analyse des Bewußtseins, des Geistes und Willens, hat der aus mystischem Erleben quellenden Schau des Metaphysikers die scharfe Kontur, die realistische Untergründung, gleichsam den harten Panzer gegeben, der den innersten, zarten und gefährdeten Kern dieser Philosophie schützt.

Die Gefährdung der Seele in einer technisierten und von wurzellockeren Menschenmassen erfüllten Spätwelt ist nicht nur von Klages in ihrer furchtbaren Drohung erkannt worden — in dem Bolschewismus ist das Beispiel aufgerichtet für die satanische Herrschaft des losgelösten, größenwahnsinnig gewordenen Intellekts. Vor dieser Gefahr kann die europäische Seele nur die Rückbesinnung auf ihre tiefsten Werte retten, tiefere selbst, als sie der deutsche Idealismus mit seinen gigantischen Gedankenbauten umschloß. Hegel konnte von Marx umgedeutet und verfälscht werden, der Idealismus in den Materialismus umschlagen. Nicht auf dieser Ebene wächst „das Rettende“, das Hölderlin erfah, sondern aus religiösen Gründen, die diesseits und jenseits des Geistes liegen. Klages' Werk ist der gewaltige Versuch, jene Urgründe wieder zu erschließen, in denen Seele und Gott noch nicht getrennt waren, in denen das Leben wie in tiefen Träumen seine bewußtlos bilderfüllten Gestaltungen trieb. Und wenn auch Betrachtung nicht Religion ist und ein breiter Abstand noch die genialste Forschung von dem religiösen Leben trennt, so mag man doch vor solch ehrfürchtig-leidenschaftlichem Bemühen zu dem Ausruf gedrängt werden: „Introite, nam et hic dii sunt!“



# DIE EWIGE WIRKLICHKEIT

Wir fühlen uns heute der Überlieferung wieder stärker verbunden denn je. Die Überlieferung wirkt aber nicht unmittelbar und rein auf uns; sie ist literarisch und historisch getönt vom Geiste späterer Zeiten. Wir schöpfen zu sehr aus zweiter und dritter Hand. Daher wollen wir hier in der „Deutschen Rundschau“ der Gegenwart etwas zuleiten von der wirklichen Wirklichkeit des Vergangenen, ihr Menschen vorführen in der Ursprünglichkeit ihrer Sprache und Gebärde, in der augenblicklichen Entrücktheit eines Einfalls, Eindrucks oder Erlebnisses, so daß das alte Wesen im Leser nachklingt. Wir wollen Porträts zeigen, Menschen in der farbigen oder gemeißelten Kontur ihres Umrisses, eine kleine Szene ausleuchten lassen im Wechselgespräch der Anekdote, die ein Schlaglicht auf das Dunkel einer Zeit wirft und sie unabhängig von Historie und literarischer Deutung in ihrer unmittelbaren eigenen Wirklichkeit zeigt.

In alter Zeit wurde einmal ein deutscher Kaiser von einem Fürsten gefragt, welche unter seinen Freunden und Dienern ihm die liebsten wären. „Die Gott mehr fürchten als mich“, gab der Kaiser zur Antwort.

Solcher Art war Martin Luther. Gott war ihm wie eine feste Burg, er fürchtete sich nicht vor den Menschen. Als er zu Wittenberg erfuhr, daß Kaiser und Reich ihn in die Acht getan hatten, ging er getrost und heiter im Klostergarten auf und nieder und sang. Als Magister Eberhard von Altenburg ihn aufsuchte, um ihn vorsichtig auf sein schweres Geschick vorzubereiten, erzählte Luther ihm selbst von der Achtserklärung und fügte hinzu: „Das geht mich nichts an, sondern unseren Herrn Christus. Will Er sich von der Rechten seines Herrn Waters verstoßen lassen, da sehe Er zu. Ich bin viel zu schwach dafür!“ — Als ihm einst Gegner arg zusetzten, trank er bei Tisch einem Gaste zu und sagte: „Ich muß heut fröhlich sein, denn ich hab’ böse Zeitung gehört. Darwider dient nichts besser denn ein stark Waterunser und guter Mut, das verdreußt den melancholischen Teufel . . .“ Weltlicher Glanz bestach sein Auge nicht. Einst verlangte ein deutscher Fürst von ihm, er möge ihm einen braven, frommen, beredten, gelehrten, im Jugendunterricht und allem, was dazu gehört, wohlerfahrenen Prediger nennen, dem aber nur ein sehr geringes Gehalt zugedacht war. Da zeichnete Luther einen Prediger auf ein Blatt Papier und schickte es dem Fürsten mit den Worten: „Hier haben Euer Gnaden einen stattlichen Pfarrherrn auf Euren Lumpendienst!“ —

\*

Kurze Zeit nachdem Friedrich Wilhelm I., König in Preußen, den Thron bestiegen hatte, kam der berühmte August Hermann Francke, Professor in Halle und Begründer des großen Waisenhauses, nach Berlin und predigte in der Garnisonkirche vor dem neuen Herrn. Er sah ihn bei der Predigt scharf an, sekte, wie es heißt, die Herrlichkeit der Großen dieser Welt mächtig herab und sagte: „Wie der Leib ohne Geist nichts ist denn ein totes As, also seid auch ihr Fürsten bei aller Aktivität und Geschicklichkeit in äußeren Dingen ein stinkendes As vor Gottes Auge, so ihr ohne Gottes Geist seid . . .“ Der Hof war entsezt, aber der König

mit der Predigt sehr zufrieden und sagte: „Professor Francke ist ein guter Mann, denn er sagt die Wahrheit!“ (Vgl. Friedrich von Oppeln-Bronikowski, „Der Baumeister des preussischen Staates“, 1934.)

\*

Zur Zeit des Alten Frikken hatte der General von Hülßen einen Adjutanten namens von Gaudi, der ein sehr befähigter Offizier war. Er führte ein Tagebuch von allen Ereignissen während des Siebenjährigen Krieges. Durch einen Zufall erfuhr Friedrich davon und ließ sich das Tagebuch durch Gaudis Vorgesetzten geben. Er behielt es vier Tage, und Gaudi lebte während dieser Zeit in beständiger Furcht, abgesetzt oder gar eingesperrt zu werden. Denn er hatte, wie er sich wohl entsann, unter anderem bei dem Überfall von Hochkirch bemerkt: „Hier hat Frik einen dummen Streich gemacht!“ Nach vier Tagen gab Friedrich das Buch zurück und sagte zu Hülßen: „Ich danke Ihm, Gaudis Tagebuch hat mir sehr gefallen, sag Er ihm das und daß ich ihn für einen klugen Offizier halte, es sei nur schade, daß er es selbst wisse!“ Er verlor Gaudi seitdem nie aus den Augen, beförderte ihn und kaufte nach seinem Tode der Witwe dieses kenntnisreichen Offiziers dessen hinterlassene Schriften für sechstausend Taler ab.

Der Oberst Guichard, genannt Quintus Icilius, der Sohn eines „Fayencenbäckers“ aus Magdeburg, war bei dem Könige wegen seines Geists und seiner Gelehrsamkeit sehr geschätzt. Friedrich wollte ihn gern mit einer etwas bejahrten, reichen Witwe verheiraten. Doch hatte Guichard sich bereits für ein junges, hübsches und kluges Mädchen von altem Adel entschieden. Er achtete also nicht auf Friedrichs Vorschlag, sondern kam um den königlichen Konsens zur Heirat mit jenem Fräulein ein. Als der König diese Eingabe las, war er sehr ärgerlich, weil er seinen Plan nicht durchsetzen konnte, und sagte bei Tafel zu Guichard: „Stell Er sich vor, da hat neulich ein lumpiger Töpler von mir die Erlaubnis verlangt, ein Fräulein von ältestem Adel zu heiraten!“ Guichard verstand sofort, wer gemeint war, und erwiderte: „Darin finde ich nichts Besonderes, wir sind alle aus einem Ton.“ Doch fühlte er sich durch Friedrichs Worte so verletzt, daß er seitdem seine Gesellschaft mied. Schließlich entbehrte der König die Unterhaltung mit ihm so sehr, daß er ihn zu sich lud, gnädig mit ihm sprach und ihm beim Abschied ein Papier in die Hand drückte, das die Heiratsverlaubnis enthielt.

\*

In den Tagen des Herzogs Eberhard Ludwig zu Württemberg regierte seine schöne und ehrgeizige Freundin Wilhelmine von Graevenitz aus Güstrow in Mecklenburg als „Hofmeisterin“ von ihrem Pavillon in Ludwigsburg aus das Land. Sie verkaufte die Ämter an die Meistbietenden und vergaß sich selbst dabei nicht. Im Volke galt sie als eine Here und „Landverderberin“. Hochmütig fragte sie einmal den Prälaten Ostander: „Warum wird in den Kirchen nicht für mich ebenso wie für den Herzog gebetet?“ Der schlaue Schwabe erwiderte: „Es geschieht bereits, Madame, wir alle beten täglich: ‚Herr, erlöse uns von dem Übel‘.“

\*



Unter Eberhard Ludwigs Nachfolger, dem glänzenden Karl Eugen, wurde das Land rücksichtslos ausgebeutet, um die Kosten für Feste, Bauten und militärische Unternehmungen, die kläglich fehlschlagen, zu tragen. Vergebens widersprachen die Stände des Landes. An ihrer Spitze stand der wackere, unbeugsame Johann Jakob Moser, ein berühmter Gelehrter, der an vierhundert Werke hinterlassen hat. Als man sich unterstand, nachdem der Herzog den Ständen ihre Kasse geraubt hatte, in einem Schreiben der „geheiligten Person“ Seiner Durchlaucht soweit „ehrfurchtswidrig zuzubringen“, daß man sich nicht scheute, ihm „die Ihm von Gott verliehenen, reichs- und landeskundige hohe Begabnisse gleichsam abzusprechen und ihn als einen Regenten hinzustellen, der ohne genügsame Einsicht, selbstige Beurteilung und Bestimmung solchen Personen Gehör gebe, welche durch ihre böse Einstreuungen verdienten als wahre Feinde des Vaterlandes angesehen und fortgewiesen zu werden“, ließ Karl Eugen den etwa sechzigjährigen Moser auf dem Hohentwiel einsperren, wo er jahrelang nicht aus dem Zimmer und mit niemandem reden durfte. Beim Lesen der Bibel und Dichten geistlicher Lieder hielt Moser sich aufrecht, bis ihn Machtsprüche aus Wien und Berlin befreiten. Er ist vierundachtzig Jahre alt geworden. Er hat von sich gesagt: „Mit guten Worten kann man sehr viel mit mir ausrichten, mit aller Schärfe nicht das Geringste, denn ich suche nichts, ich hoffe nichts, ich fürchte nichts. Werde ich ungebührlich behandelt, so heißt's bei mir: tu contra audientior ito!“ Unter seinen Zeitgenossen wußte er die aufrechten Naturen, die damals häufiger waren, als man meint, von den „Falschen und Heimtückischen“ wohl zu unterscheiden. Er sagt: „Man findet in e i n e r Klasse Menschen nebeneinander stehen, deren einer den gefälligen Tasager schon auf seiner Stirne und auf dem des Beugens und Krümmens gewohnten Rücken trägt, während der andere mit seinem ernstern, negativen Gesicht wie eine unbeugsame Eiche neben einer sich vor jedem Wind drehenden Pappel ihm zur Seite steht. Jeder freigeborene, denkende Mensch hat überhaupt lange mit sich zu arbeiten, bis er sich an das Joch des Gehorsams gewöhnt. Ein geborener Knecht hingegen weiß Freiheit weder zu schätzen noch zu nutzen; er seufzt wieder nach einem Herrn wie ein Hund, um hinter ihm herzulaufen.“

Während es bei Moser wie bei Francke die pietistische Erweckung der Seele war, die sich in mutvollen Worten und Taten auswirkte, vertrat Immanuel Kant die Lehre von der Würde des Menschen, weil aus ihm die göttliche Stimme der Vernunft spricht. So feierte er Friedrich den Großen, der von derselben Anschauung aus seinen Untertanen Freiheit gewährte. Sein Vorgang bewies, „daß bei Freiheit für die öffentliche Ruhe und Einigkeit des gemeinen Wesens nicht das Mindeste zu besorgen, daß selbst in Ansehung der Gesetzgebung es ohne Gefahr sei, den Untertanen zu erlauben, von ihrer Vernunft öffentlichen Gebrauch zu machen und ihre Gedanken über eine bessere Abfassung der Gesetze sogar mit einer freimütigen Kritik der schon gegebenen öffentlich der Welt vorzulegen. Aber auch nur derjenige, der, selbst aufgeklärt, sich nicht vor Schatten fürchtet, zugleich aber ein wohl diszipliniertes Heer zum Bürgen der öffentlichen Ruhe zur Hand hat, kann das sagen, was ein Freistaat nicht wagen darf: Räsonniert soviel ihr wollt und worüber ihr wollt, nur gehorcht!“ So scheint ein größerer Grad bürger-

licher Freiheit der geistigen Freiheit eines Volkes vorteilhaft und setzt ihr doch unübersteigliche Schranken; ein Grad weniger von jener verschafft hingegen dem Geiste Raum, sich nach allem seinem Vermögen auszubreiten. Wenn denn die Natur unter dieser harten Hülle den Keim, für den sie am zärtlichsten sorgt, nämlich den Hang und Beruf zum freien Denken, ausgewickelt hat, so wirkt dieser allmählich zurück auf die Sinnesart des Volkes — wodurch dieses der Freiheit zu h a n d e l n nach und nach fähiger wird — und endlich sogar auf die Grundsätze der R e g i e r u n g , die es ihr selbst zuträglich findet, den Menschen, der nun m e h r a l s M a s c h i n e ist, seiner Würde gemäß zu behandeln.“

\*

Goethe erzählte 1827 seinem Vertrauten Eckermann ein Erlebnis aus frühen Tagen: „Als die Mutter des jetzt regierenden Herzogs zu Gotha noch in hübscher Jugend war, befand ich mich sehr oft bei ihr. Ich saß eines Abends bei ihr allein am Teetisch, als die beiden zehn- bis zwölfjährigen Prinzen, zwei hübsche, blondlockige Knaben, hereinsprangen und zu uns an den Teetisch kamen. Übermütig, wie ich sein konnte, fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in die Haare, mit den Worten: „Nun, ihr Semmellöpfe, was macht ihr?“ Die Vuben sahen mich mit großen Augen an, im höchsten Erstaunen über meine Kühnheit — und haben es mir später nie vergessen. Ich will nun just eben nicht damit prahlen, aber es war so und lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwert dahintersteckte, nie viel Respekt. Ja, es war mir selber so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden hätte.“

\*

Ein Prediger vernünftiger Gottesanbetung im Geiste Friedrichs war Jean Pierre Erman, der am 27. Oktober 1806 als Senior der berlinischen Geistlichkeit dem siegreichen Napoleon im Schloß zu Berlin mutig entgegentrat. Weit entfernt, dem neuen Herrn zu schmeicheln, sprach er mit tiefer Rührung ihm seine und aller Anwesenden aufrichtige Anhänglichkeit an den König und den Wunsch aus, ihn bald wiederhergestellt zu sehen, wobei er hinzufügte, daß andere Gesinnungen dem Kaiser wohl selbst verwerflich scheinen würden. Er schloß mit einem ehrerbietigen, doch kraftvollen: „Domine salvum fac regem“. Napoleon hörte ihm gnädig zu. Als er dann in eigener Ansprache auf die Königin Luise schalt, weil sie sich in die Politik gemischt habe — aus derlei Intrigen der Weiber käme alles Unheil in der Welt — hat der ritterliche Erman ihm widersprochen und gesagt: „Sire, nous ne connaissons la reine que par ses vertus et ses bienfaits.“ Zum Schluß der Audienz trat Erman auf den Kaiser zu, faßte ihn am Arm und sagte: „Sire, ce bras est victorieux, il doit être bienfaisant!“ Nachher soll Napoleon zu anderen Besuchern gesagt haben: „J'ai rencontré un de vos prêtres, qui m'a bien dit mes vérités.“ Nach ihrer Rückkehr, auf



einem Festmahl im Schloß 1810, stieß die Königin Luise mit dem greisen Erman an und dankte ihm, weil er, „als alles schwieg, den Mut gehabt hatte, eine letzte Lanze für die Ehre der Königin zu brechen“.

\*

Wenn der deutsche Sinn für Recht und Menschlichkeit, den Napoleon im Diktat von Tilsit ebenso brutal wie unklug verletzte, in der Gestalt der unbeugsamen Königin Luise seine ideale Verkörperung fand, so hatte der klügste politische Kopf der Gegenseite für ihre Not volles Verständnis. Talleyrand wurde in Tilsit, wo sie sich vergebens bemühte, mildere Bedingungen des Friedens zu erhalten, ihr heimlicher Freund. Er schreibt: „Ich war empört über alles, was ich dort sah und hörte, aber ich mußte meine Empörung verbergen. Deshalb werde ich der Königin von Preußen — einer Königin aus einem versunkenen Zeitalter — mein ganzes Leben lang dankbar dafür sein, daß sie meine Empfindungen erkannte und würdigte. Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, kommen mir viele Erinnerungen, die mir wehtun müssen; da ist es mir wenigstens ein Trost, wenn ich daran denke, daß die Königin gütige Worte zu mir sprach, ja fast mich zu ihrem Vertrauten machte. ‚Herr Fürst von Benevent‘, sagte sie bei unserer letzten Begegnung, ‚es gibt nur zwei Menschen hier, die es bedauern, daß ich gekommen bin: Sie und mich. Sie zürnen mir nicht, wenn ich sage, daß ich in diesem Glauben abreise.‘ Tränen der Bewegung und des Stolzes, die mir in die Augen stiegen, sagten ihr meine Antwort.“ Seitdem ahnte Talleyrand, daß Napoleons Tage gezählt waren. Wenig später schrieb er von Berlin aus: „Damals gelobte ich mir, daß ich aufhören würde, sein Minister zu sein, sobald wir wieder zu Hause wären.“ (Vgl. Duff Cooper, Talleyrand.)

\*

Als Friedrich August von der Marwitz 1810 gemeinsam mit anderen Junkern gegen die Reformen des Staatskanzlers Hardenberg protestierte, weil sie das vom Könige bei der Thronbesteigung förmlich anerkannte Recht des Adels verletzten, kam er für einige Wochen auf die Festung Spandau. Nach seiner Entlassung aus der Haft schrieb er: „Meine Gefangenschaft war indessen doch eine Zeit des Triumphes gewesen. Ich genoß seitdem einer weit verbreiteten Achtung und ward von allen Erbärmlichen geflohen als einer, in dessen Nähe man sich leicht verbrennen kann.“ Marwitz ließ sich nie etwas gefallen, was gegen seine Ehre und Überzeugung ging. Er nahm 1827 als General seinen Abschied, weil, wie er schreibt, die „Grobheiten und öffentlichen Zurechtweisungen“ eines hohen Vorgesetzten seinem „alten brandenburgischen Magen“ zuviel wurden. Als er sich beim Könige in Potsdam verabschiedete, sprach dieser ihm sein herzlichstes Bedauern darüber aus, „einen so ausgezeichneten General zu verlieren“, und fügte, als Marwitz mit ein paar Worten seinen Entschluß zu begründen suchte, hinzu: „Mir sehr wohl bekannt, immer nach Grundsätzen gehandelt haben.“ — Marwitz starb am 6. Dezember 1837.

## Das Phänomen Deutschland

Was ist denn überhaupt so ein Land? Zunächst, wie groß ist es? Quadrat-Kilometer besagen wenig, denn wie verschieden sind ihre politischen, kulturellen, geschichtlichen Inhalte, je nachdem sie in dem einen oder anderen Erdteil, im Rheinland oder in Westfalen, in Schwaben oder Ostpreußen liegen! Läßt sich ein Land mit Worten wirklich so beschreiben, daß man, gleichsam wie auf einen lebendigen, aber verborgenen Zentralort bezogen, etwas Deutsches, Französisches, Italienisches wiedererkennt? Land und Volk sind nicht zu scheiden. Denn was beide sind, sind sie durch ihre gegenseitige Wechselwirkung. Schildere ich Deutschland, so schildere ich auch das deutsche Volk, sein Wesen, seine Geschichte. Von jedem Standort aus überblicken wir ungeheure Mengen von Tatsachen, tun sich zahllose Perspektiven auf, die alle ihre Berechtigung haben. An jedem Punkt, der „deutsch“ heißt, sammeln sich die Strahlen der Natur und der Kultur, der Geschichte und des Lebens, des Gewerbes und der Wissenschaft zu unendlich verschiedenartigen und doch auf geheime Weise verwandten Bildern. Man begreift, daß eine Länderkunde, die auf das Wesenhafte ausgeht, darum in besonderem Maße eine Angelegenheit der Methodik sein muß, weil ohne sie alles im Endlosen verfließen würde. Aber gerade die Methodik ist wiederum auch gefährlich. Denn folgt man ihr auf gewohnten äußeren Wegen, setzt etwa die Fachgebiete der Geologie, Geographie, Wissenschaft, Geschichte, Baukunst usw. fein säuberlich nebeneinander, so fehlt nur allzu leicht das alles verknüpfende Band, und die Synthese vollzieht schließlich nur der Buchbinder. Darum ist eine Methode viel schwerer auszubilden und zu befolgen, die es ermöglicht, alle Erscheinungen unter eine Perspektive zu bringen, zahlreiche Einzelheiten ins Ganze einzubeziehen, ohne den Reichtum, die Vieltätigkeit und Buntheit zu schädigen. Die Methode, zum Wesentlichen zu gelangen, kann nur die schwer ausdrückbare Methode der Seele selbst sein, die in einem künstlerischen Akt das Wichtige, das Künstlerische bei allem auslöst, was ihr entgegentritt. Hierbei verhält sich die Wissenschaft dienend, und dem Grundsatz nach wird nicht der Wissenschaft um ihrer selbst willen gedient. Es ist dies ein Weg, den bei der Erkenntnis vom deutschen Land und deutschen Volk schon Niehl und Nagel beschritten haben. Sie haben uns gelehrt, das wesenhafte, das substantielle Deutschland zu sehen.

Den geschilderten Weg hat auch Hans Pflug eingeschlagen, als er das Handbuch „Deutschland. Land — Volk — Kultur“ verfaßte (Leipzig, Phil. Reclam jun.). Pflug ist jahrzehntelang wahrhaft fanatisch dem deutschen Phänomen nachgewandert und nachgereist. Zahllose Standorte der Betrachtung hat er betreten, unzählige Perspektiven erlebt, wie sie aus den erforschten Gegenständen, aus der eigenen Seele und aus den benutzten Reisemitteln und Wegen hervorgehen. Baedeker, der klassische, aus dem Bildungstreben des 19. Jahrhunderts hervorgegangene Reiseführer wird ihn begleitet haben, und während



er das wundersam bewältigte und geordnete Material dieser herrlichen Bücher benutzte und immer am wirklichen Objekt verglich, ist ihm allmählich der neue Bildungsbegriff deutlicher geworden. Schließlich hat er die Strahlen aller Bilder in einer neuen Optik der Seele und der Methode vereinigt, und die zahllosen Einzelheiten auf das deutsche Ganze bezogen. Dann legte er ein sehr merkwürdiges, der innern wie der äußeren Methode nach eigentümlich neuartiges Werk vor. Er nennt es ein Handbuch. Man kann es auch ein Reisebuch nennen, denn der erste Teil des Buches ist eine Art von idealistischer Reisebeschreibung. In mancher Hinsicht trifft auch der Name Reisehandbuch zu, denn der Wandernde und Reisende, der sich mit moderner Routine allein oder mit den allerorts greifbaren Sondermitteln auf Wegen, Straßen, Eisenbahnen, in Städten und Museen und zwischen den Gaststätten zurechtfindet, kann wegen aller übrigen Belange gut mit Pflugs Buch zurechtkommen. Jedenfalls sind durch dies Werk Wege gewiesen, auf dem die Reisehandbücher der Zukunft gestaltet werden können. Ferner ist das Buch ein Deutschland-Lexikon, das jedem über das meiste, wonach gefragt werden kann, Auskunft gibt. Ganz allgemein gesehen, ist das Buch berufen, auf alle Schichten der Bevölkerung sowohl idealistisch wie im Sinne des praktischen Bedürfnisses und Gebrauchs einzuwirken.

Auf 275 Seiten führt uns zunächst ununterbrochener, in keinerlei Kapitel eingeteilter Text durch Deutschland. Es ist wie eine unendliche Melodie. Wir gehen einen vielverschlungenen, aber nur anscheinend unmethodischen Weg, der vorgeschrieben ist durch die Vielschichtigkeit Deutschlands und eine Art von Intuition, wie wir am besten dem Wesen der Landschaften, der Städte, der Geschichte entsprechend zu wandern haben, um wahrzunehmen, daß wir unendlich viel bis in die wesentlichen Einzelheiten auf der relativ sinnvollsten Route gesehen haben. Wir müssen schließlich feststellen, daß wir von dem meisten Kunde erhielten, was in unserem Bewußtsein als deutsches Phänomen haftete, von Kirchenglocken, Felsen, Bäumen, Museen, Klammern, Gipfeln, Maschinenfabriken, Bildern, Parks, großen Menschen, Symbolstätten, Denkmälen. Pflug hat das alles mit knappsten Mitteln so eingeordnet und abgewogen, daß es in der seelischen wie wirklichen Lust und Farbe steht, die ihm gebühren. Er gab einen farbigen Abglanz des wirklichen Phänomens.

Natürlich war es nicht möglich, in diesem knappen, laufenden Text, der die geistige Basis des Buches bildet, nun schlechtthin alles zu bieten. Daß aber das Gesamtwerk auch diese Aufgabe löst, beruht auf dem Lexikonteil, dessen knappe, lebendige Aufsätze in alphabetischer Anordnung im Einzelnen über Länder, Städte, Flüsse, Burgen und Schlösser, Wirtschaft und Volkstum Auskunft geben. Rothaargebirge, Ruhpolding, Rügenbamm, Rundfunk, Nordsee, vorgeschichtliche Funde, Preußen . . . es findet sich alles in einer Darstellung, die der besten klassischen Lexika würdig ist. Beide Buchteile bilden zusammen eine höchst befriedigende, sachlich-idealistische Einheit. Der gemeinschaftlichen Arbeit von Autor und Verlag ist die Lösung einer brennenden Aufgabe geglückt. Das Buch wird seinen Weg gehen, weil es lebendig mit allen deutschen Lebensgebieten verknüpft ist und sich im Sinn modernsten Bildungsstrebens an alle im Volk wendet.

# R u n d s i c h a u

**Weltjägermeister Nimrod.** Der graueste Monat des Jahres hat in Berlin eine der glanzvollsten, größten und seltensten Ausstellungen gesehen, wie sie für irgendein spezielles Interessengebiet des Menschen überhaupt unter ein Dach gebracht werden können: die in den Ausstellungshallen am Funkturm gezeigte „Internationale Jagdausstellung Berlin 1937“. Das sonst in seinen Farben so wohltemperierte Straßenbild unserer Stadt ließ in den drei Wochen der Ausstellung innerhalb eines ziemlich weiten Umkreises um den Funkturm einen deutlich hervortretenden grünen Farbeinschlag erkennen. Die Jäger Deutschlands und die der Welt haben sich die große Gelegenheit einer solchen umfassenden Schau nicht entgehen lassen. Aber auch sonst wies die Ausstellung einen Besuch auf, wie ihn ein anderes menschliches Interessengebiet — seien es nun Automobile oder Gemälde, Hygiene oder Bücher, Waffen oder Radioapparate — schwerlich auf die Beine gebracht hätte. Ein Psychologe des Publikums würde es nicht leicht gehabt haben, die Typen und Interessentenkreise der Besucher bei einem Gange durch die Ausstellung genauer zu charakterisieren. Da waren außer den an ihren Uniformen erkenntlichen Berufsjägern und Förstern aristokratische Weltleute neben Handwerker- und Kleinbürgerstypen, Gelehrte, Künstler, Soldaten, viel tierbegeisterte Jugend, kurzum ein so weiter Sektor des Publikums, daß man allenfalls ein deutliches Übergewicht männlicher vor den weiblichen Besuchern hätte feststellen können. Wer wollte aber auch angesichts dieser Ausstellung sagen, daß sie ihn nicht interessierte? Ging doch das Gebotene weit über den Rahmen einer bloßen Trophäenschau hinaus, so sehr eine solche naturgemäß im Mittelpunkt des Ausstellungsgebäudes im ganzen wie auch der einzelnen Länderpavillons im besonderen stand. Da die Rehrseite der Jagd heute glücklicherweise auf der ganzen Welt die Hege ist, nahm demgemäß rein äußerlich gesehen diese nächst den Trophäen den zweitgrößten Raum der Ausstellung ein mit einer unübersehbar reichen Fülle biologischer, wirtschaftlicher, statistischer, naturschülerischer Sonderschauen, mit photographischen und gemalten Landschaftsbildern, Dioramen und museumsgetreu nachgebildeten Szenerien der Pusta oder des Donaudeltas, des Hochgebirges oder Sumpfwaldes samt ihren Bewohnern usw. Als markanteste Sonderschau, die allein schon für den Nichtjäger den Besuch reichlich gelohnt hätte, war weiterhin eine so noch nie gesehene Jagd-Kunstausstellung zusammengebracht mit einer Kollektion der besten Werke Viljefors', Kuhnerts, Grieses, Deickers u. v. a. Jedes Land hatte nicht nur seine Trophäen, sondern auch seine schönsten Artemis-Ervoten zur Schau gestellt, was besonders im italienischen und französischen Raum so weit ging, daß man über weltberühmten Kunstwerken beinahe vergessen konnte, auf einer Jagdausstellung zu sein. Zwischen diesen gehäuften Bildern, Plastiken, Trophäen, ausgestopften und präparierten Jagdbeuten wirkte es dann freilich fast gespenstisch, wenn man plötzlich vor einem dünnen Nasenflecken stand, auf dem starr und stumm ein paar große Raubvögel hockten und durch ein Flügelzucken oder eine überraschende Wendung des Kopfes zu verstehen gaben, daß sie nicht ausgestopft, sondern lebendige Repräsentanten



der wiedererweckten edlen Falknerei seien. Auch dies ein Zeichen dafür, daß die Jagd, so mächtig ihre wirtschaftliche, sportliche, materielle Bedeutung in der modernen Welt angeschwollen ist, doch den Adel ihrer Herkunft, die hohe Aufgabe, für die dem Menschen überantwortete Kreatur Schicksal und Vorsehung zugleich zu sein, nicht erniedrigt wissen will. Wer daher auch immer zu der Erkenntnis gekommen ist, für sich persönlich das fünfte Gebot auch auf diesem Gebiete nicht übertreten zu mögen, wird immerhin dieser Schau ihre überwältigende Schönheit und Sinnfälligkeit im Lebensganzen nicht schmälern können.

**Das Haus in den Zelten 5**, das nach unruhiger Wanderung durch mehrere rasch wieder verlassene Stadtwohnungen das Witwenheim Bettina von Arnims wurde, war jahrelang eines der Zentren des kulturellen Lebens der preussischen Hauptstadt. Wenn man sich auf die Memoiren des schreibseligen und jedem Gesellschaftsklatsch zugänglichen Varnhagen verlassen wollte, könnte man sogar glauben, daß Bettinens Haus einen jener literarischen Salons barg, deren das vormärzliche Biedermeier-Berlin eher zuviel als zuwenig besaß. Aber die kapriziöse Frau von Arnim war viel zu sehr mit den Forderungen beschäftigt, die ihr Gerechtigkeitsfanatismus ihr stellte, als daß sie Freude daran gehabt hätte, die Mühen eines „Salons“ auf sich zu nehmen. Sie war viel zu ungebunden in Form und Konvention, um ein Haus zu führen und eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Sie besuchte grundsätzlich keine Festlichkeiten, sie lehnte jede Einladung an den königlichen Hof in geschickter Weise ab und umgab sich mit jungen Menschen, Künstlern, Politikern und Studenten, die größtenteils kaum gesellschafts-, geschweige denn hoffähig waren. Wenn ihr Haus dennoch ein Mittelpunkt des geistigen Berlin wurde, so darum, weil alle Repräsentation, alle Wirkung in der Öffentlichkeit den Töchtern zufiel, um deren große und kleine Mädchenschmerzen sich Bettine — von Varnhagen zu Unrecht als schlechte Mutter verkehrt — in rührender Weise sorgte. Den Töchtern verschaffte sie Zutritt in der Hofgesellschaft, sie richtete ihnen zu den zahllosen Kostümfesten die einfallsreichen Masken, half ihnen mit geistreichen Ideen bei dem beliebten Gesellschaftsspiel der „lebenden Bilder“ und schuf die Atmosphäre um die beiden schönen Fräulein von Arnim, die Sterne der Berliner Gesellschaft. Und während die Töchter im vollen Trubel der unbeschwerten Feste, gefeiert und umworben, heranwuchsen, Nichten des Justizministers und Töchter eines großen Dichters und einer ungewöhnlichen Mutter, der man über die Minister hinweg großen Einfluß auf den König nachsagte, saß Bettine in ihrer Studierstube unter dem Modell zu ihrem selbstentworfenen Goethemonument und schrieb Brief um Brief an Friedrich Wilhelm IV. zugunsten ihrer vielen Schützlinge, eine einsame, oft enttäuschte und nie zu entmutigende Kämpferin.

Seit Jahr und Tag schon sind Briefe Bettinens und Berichte über sie ans Licht getreten, die Varnhagens verzerrtes Bild von der „vergnügungsfüchtigen Frau von Arnim“, der „kleinen Konkurrentin“ des Varnhagenschen Salons in rechter Weise korrigieren; jetzt aber liegt in der geschickt gekürzten und klug kom-

mentierten Ausgabe des bewährten Herausgebers wertvoller Memoiren, Johannes Werner, das Tagebuch der ältesten Tochter Mare vor, ein nicht zu unterschätzendes Dokument zur Geschichte der Entwicklung Berlins vom Biedermeier zur Reichshauptstadt und eines der amüsantesten Erinnerungsbücher aus dem 19. Jahrhundert. Mare von Arnim hat im Alter als verwitwete Gräfin Oriola aus ihren Tagebüchern einen Auszug für ihre Kinder niedergeschrieben, diese Vorlage hat Johannes Werner überarbeitet und durch Briefe aus dem Nachlaß ergänzt. (Mare von Arnim, Tochter Bettinas, Gräfin von Oriola. Leipzig 1937, Köhler & Amelang. 309 Seiten, 34 Bilder.)

Mare, 1818 nach vier Brüdern als älteste von drei Schwestern geboren, trat zusammen mit der um wenig jüngereren Armgart in die Berliner Gesellschaft ein, während Gisela, Bettinas echte Tochter im Geiste, die am wenigsten vom traditionellen Formgefühl der Arnims geerbt hatte, erst nach dem entscheidenden Ereignis der Revolutionstage von 1848 erwachsen genug war, um eine Rolle zu spielen, so daß ihr Leben sich zwischen den Freunden Herman Grimm und Joseph Joachim erfüllte, während die älteren Schwestern Freude und Schmerzen einer Jugend in der Gesellschaft bis zur Reife kosteten. Mare von Arnim hat die Offenheit und Klarheit der Mutter geerbt, sie verschweigt nichts oder wenig von den trüben Erfahrungen ihrer Mädchenjahre, und so zieht der Reigen der Bewerber und Freunde am Leser vorbei: der glänzende „Start“ der beiden Schwestern, deren jede von einem Hohenzollernprinzen begleitet von dem ersten Ball wiederkehrt, die erste trübe Erfahrung Marens, als Prinz Adalbert sich verpflichtet fühlt, die Tänzerin Fanni Elßler morganatisch zu heiraten, die Wendung des Prinzen Waldemar von Armgart zu Mare, und dann die immer gleiche Melodie: Prinz Waldemar, Georg von Gröben und Fürst Lichnowski müssen von Mare Abschied nehmen, weil sie nicht die Tochter einer bürgerlichen Mutter zur Frau nehmen können. Neben großem Glück und schwerer Erschütterung laufen die täglichen kleinen Freuden, das Leben auf den väterlichen Gütern Bärwalde und Wiepersdorf und die heitere Gemeinschaft des „Kaffeters“, eines Kränzchens, in dem die jungen Mädchen zusammen dichteten, malten, musizierten und Theater spielten. Das ganze vormärzliche Berlin wird aus diesen Tagebuchseiten lebendig. Kürzer und abgerissener wirkt das letzte Drittel des Buches über Marens Ehe mit dem Obersten und bald General von Oriola, über ihr Leben für ihre Kinder und für die Nichten, die Töchter der früh verstorbenen Schwester Armgart — Elisabeth von Heyking und Irene Forbes-Mosse — über ihre charitative Arbeit in den Kriegen 1864, 1866 und 1870, über den von resignierender Stille ruhig beherrschten Lebensabend der Greisin. In der Erinnerung der Nachwelt wird Mare von Oriola jetzt neu lebendig als das schöne Fräulein von Arnim, um derenwillen Bettinas Haus unter den Zelten Mittelpunkt fröhlicher Geselligkeit war, so daß die Jugend der Töchter der fanatischen Arbeit der Mutter für Recht und Gerechtigkeit zugute kam. In den Tagebuchblättern offenbart sich ein wichtiges Blatt der Geschichte Berlins und eine Episode der Geschichte des deutschen Geistes.



**Hin zu Gott!** Aus einem Vortrag von Professor Dr. Max Planck, „Religion und Naturwissenschaft“ (Leipzig, J. A. Barth) sollen einige Sätze hier ihren Platz finden:

„... Religion und Naturwissenschaft begegnen sich in der Frage nach der Existenz und nach dem Wesen einer höchsten über die Welt regierenden Macht, und hier werden die Antworten, die sie beide darauf geben, wenigstens bis zu einem gewissen Grade miteinander vergleichbar. Sie sind, wie wir gesehen haben, keineswegs im Widerspruch miteinander, sondern sie lauten übereinstimmend dahin, daß erstens eine von den Menschen unabhängige vernünftige Weltordnung existiert, und daß zweitens das Wesen dieser Weltordnung niemals direkt erkennbar ist, sondern nur indirekt erfaßt beziehungsweise geahnt werden kann ... Nichts hindert uns also, und unser nach einer einheitlichen Weltanschauung verlangender Erkenntnistrieb fordert es, die beiden überall wirksamen und doch geheimnisvollen Mächte, die Weltordnung der Naturwissenschaft und den Gott der Religion, miteinander zu identifizieren ... Wenn also beide, Religion und Naturwissenschaft, zu ihrer Betätigung des Glaubens an Gott bedürfen, so steht Gott für die eine am Anfang, für die andere am Ende alles Denkens. Der einen bedeutet er das Fundament, der andern die Krone des Aufbaues jeglicher weltanschaulicher Betrachtung. Diese Verschiedenheit entspricht der verschiedenen Rolle, welche Religion und Naturwissenschaft im menschlichen Leben spielen. Die Naturwissenschaft braucht der Mensch zum Erkennen, die Religion aber braucht er zum Handeln ... Wohin und wie weit wir also blicken mögen, zwischen Religion und Naturwissenschaft finden wir nirgends einen Widerspruch, wohl aber gerade in den entscheidenden Punkten volle Übereinstimmung. Religion und Naturwissenschaft — sie schließen sich nicht aus, wie manche heutzutage glauben oder fürchten, sondern sie ergänzen und bedingen einander. Wohl den unmittelbarsten Beweis für die Verträglichkeit von Religion und Naturwissenschaft auch bei gründlich-kritischer Betrachtung bildet die historische Tatsache, daß gerade die größten Naturforscher aller Zeiten, Männer wie Kepler, Newton, Leibniz von tiefer Religiosität durchdrungen waren ... Denn so wenig sich Wissen und Können durch weltanschauliche Gesinnung ersetzen lassen, ebenso wenig kann die rechte Einstellung zu den sittlichen Fragen aus rein verstandesmäßiger Erkenntnis gewonnen werden. Aber die beiden Wege divergieren nicht, sondern sie gehen aneinander parallel, und sie treffen sich in der fernen Unendlichkeit an dem nämlichen Ziel ... Es ist der stetig fortgesetzte, nie erlahmende Kampf gegen Skeptizismus und gegen Dogmatismus, gegen Unglaube und gegen Aberglauben, den Religion und Naturwissenschaft gemeinsam führen, und das richtungsweisende Lösungswort in diesem Kampf lautet von jeher und in alle Zukunft: **Hin zu Gott!**“

**Fremdworte ja und nein.** In den Vorräumen von Bibliotheken, Hochschulen und ähnlichen Magnetbergen des geistigen Lebens fällt seit einiger Zeit ein Schildchen auf, das der Deutsche Sprachverein hat drucken und aufhängen lassen. Er wendet sich mit dem nur kleinen, dadurch seine Adressaten aber besser erreichenden Plakat — ohne daß sie freilich unmittelbar angesprochen würden —

an Schriftsteller, Gelehrte, Journalisten, kurz an alle Facharbeiter des Wortes, mit der Bitte, auch auf ihrem Gebiete der Volksgemeinschaft eingedenk zu sein. Der Gebrauch von Fremdwörtern schließe viele Volksgenossen mit der Brutalität eines Niegels vom Verständnis literarischer Arbeiten aus, die doch ihrem Wesen nach für alle deutsch Sprechenden und Verstehenden Menschen geschaffen sein müßten. — Wir wollten nun in unserem Zusammenhange weniger die bloße Tatsache vermerken, daß hier wieder einmal zur Reinigung unserer Sprache aufgefodert wird, als den klugen Ort und Umweg, über den es in diesem Falle geschehen ist. Es gibt ja allen, mittlerweile nun rund zweihundertjährigen Erfahrungen nach keine ungeschicktere und unwirksamere Methode, jenes Ziel einer durch und durch deutschen Schreib-Sprache zu erreichen, als diejenige, gleichsam einen Aufstand gegen das Fremdwort von unten her in Bewegung zu setzen. Wer in das gepflegtere deutsche Schrifttum genauer hineinschaut, wird daher gerade in der gegenwärtigen Zeit eine leise, aber bestimmte Opposition fühlen, sich einem solchen Reinheitsideale, soweit es nur aus den Forderungen der Masse erwächst, anzupassen. Die besten deutschen Schriftsteller von Schiller bis Nietzsche, von hohem Journalismus bis zur fachstolzen wissenschaftlichen Abhandlung haben zu allen Zeiten einen gemessenen Zusatz von Fremdwörtern entlegener Bedeutung in ihrem Stile auch dann geradezu geliebt, wenn ihnen sonst eine reine und schöne Gestaltung unserer Muttersprache leidenschaftlich am Herzen lag. Ungefähr seit der Wende unseres Jahrhunderts kommt aber noch die von den aktiven Sprachwaltern stärker als von allen „nur Sprechenden“ empfundene Sorge hinzu, daß der Rückgang der humanistischen Sprachenbildung langsam, aber sicher auch zu einer bedenklichen Begriffsverarmung führen könne, der sich nur steuern läßt, indem die Schätze jener humanistischen Bildung wenigstens mit den „Leitfossilien“ der aus dem Lateinischen oder Griechischen entlehnten Fremdworte unserem sprachlichen und begrifflichen Ausdrucksvermögen erhalten bleiben. Demgegenüber ist nun andererseits nicht daran zu zweifeln, daß das Fremdwort tatsächlich mehr und mehr nicht nur aus der Umgangssprache, sondern auch aus der Bildungs- und Wissenschaftssprache verschwindet. Dies sogar mehr auf Grund eines inneren Läuterungs- und Reifungsprozesses unserer Sprache als deswegen, weil heute äußerlich mehr an der Sprache herumgeputzt, gereinigt und gewissermaßen nationale Aufartung getrieben würde. Die kühnsten und kompromislosesten Experimente zur Sprachreinigung sind ja überhaupt nicht Erzeugnisse unseres, sondern des neunzehnten Jahrhunderts, wo man ernsthaft Verdeutschungen vorschlug wie etwa „Starkschwaachtafelnrührbrett“ für Fortepiano oder „Lichtstrahleneigenschaftswissenschaft“ für Optik u. dgl. Das hat sich überlebt, selbst wenn es als Kuriosität in anderer Form aufgelebt ist und immer wieder aufleben sollte. Viel wesentlicher scheint uns aber jener innere Reifungs- und Befreiungsprozeß unserer Sprache, der zwar keinen strengen „Purismus“, aber eine langsame echte „Autarkie“ (wir verwenden hier absichtlich die Fremdworte) zum Ziele hat. Es gibt nämlich, so wie es zweierlei Vaterlandsliebe gibt, auch zwei Formen der Abneigung gegen das Fremdwort. Die eine ist naiv und wurzelt in einem Mangel. Man kennt die Fremdworte nicht, hat ihren Sinn nicht gelernt und



haft deswegen ihre Anwendung, die einen ständig unliebsam an eine Bildungsgrenze erinnert. Diesen Standesunterschied der Bildung lieben und pflegen andererseits von oben her jene Schriftsteller, die mit Schopenhauer gerne den Ungebildeten und Ungelehrten gelegentlich „seine Inferiorität fühlen lassen“. Ein Vergnügen, an dem dann aber die Besten des Bildungsadels doch wiederum früher oder später müde werden, um nunmehr nicht nach Grundsätzen, sondern nach Kräften nur in der Sprache ihres Volkes zu sprechen. Nicht, weil sie keine anderen kennen würden, sondern weil sie sich gerade aus dem Vergleich mit anderen Sprachen und ihren Vorzügen für die höhere Entwicklung der eigenen Sprache verantwortlich fühlen. Dies ist dann freilich ein Prozeß, der beim einzelnen Schriftsteller wie bei einem Volke im Ganzen seine Zeit braucht und nicht auf dem Wege eines Beschlusses von heute auf morgen in die Welt gesetzt werden kann. Er hat zur Zeit seine interessantesten Erfolge bei uns auf dem Gebiete der Philosophie erreicht, die ja an eine übernationale Begriffstradition viel stärker gebunden ist nicht nur als die immer sprachreinere Dichtung, sondern auch als die allgemeinere Bildungsprosa im Essai, der Abhandlung, der Besprechung usw. Heideggers oft belächelte krause Begriffsbildungen vom „Zeug“ und „zuhanden“, vom „Aufbrechen“ und der „Geworfenheit“ scheinen uns gute Beispiele dafür, welchen Weg eine ebenso echt philosophische wie deutsche Fachsprache gehen müßte. Ein Weg, der noch sehr weit ist, den aber nicht Organisationen und Anordnungen, sondern nur einzelne „durchgedrungene“ Denker und Schriftsteller vorbereiten können, die dann allerdings eine solche zarte Erinnerung wie die, von der wir ausgingen, immer mit Dank begrüßen werden.

**Das Kulturbild der Romantik.** Richard Benz, der Verfasser der Stunde der deutschen Musik, hat bei Philipp Reclam in Leipzig ein neues Werk herausgebracht, „Die deutsche Romantik — Geschichte einer geistigen Bewegung“. Benz gibt in diesem Werk nicht eine Literaturgeschichte, sondern die Geschichte einer geistigen Haltung, wie sie eine ganze Zeit, ihre Kunst, ihre Musik, ihre Wissenschaft erfüllte. Es gibt für ihn nur eine einheitliche Romantik: er faßt die Jenaer Bewegung trotz ihrer nahen Beziehung zur Klassik ebenso in sein Gesamtbild wie E. T. A. Hoffmann und die späten Ausläufer, wie die Lukasgilde und die Brüder von St. Isidoro. Mit einer umfassenden Sachkenntnis umreißt er ein Zeitbild, das von Wackenroder bis zu Schinkel, von Runge bis zu den Grimms geht. Von Gestalten wie Kleist hebt er das in seine Betrachtung hinein, was unter den Begriff der Romantik im weiten geistigen Sinne einzubeziehen ist — wie denn sein Buch im wesentlichen nicht vom Biographisch-Historischen, vom Berichtenden, sondern von den geistigen Vorgängen und der geistigen Haltung der Träger einer Zeitbewegung ausgeht. Da seit Ricarda Huch's beiden Bänden über die Blütezeit und den Verfall der Romantik keine wesentliche Gesamtdarstellung dieser Epoche erschienen ist, verdient das Werk, zumal Benz mit klugem Instinkt immer wieder die musikalische Grundhaltung der Epoche aufklingen läßt, die doch wohl das Entscheidende war, weitgehende Beachtung.

# Wilhelm Bolts in Afrika und Indien

## Unbekannte deutsche Kolonialgeschichte

Mit der Entdeckung und Erschließung überseeischer Länder war jener Abschnitt der Menschheitsgeschichte, den wir als Neuzeit bezeichnen und in dem wir selbst leben, eingeleitet worden. Ein glanzvoller und zugleich bedenklich anmutender Auftakt. Glanzvoll als Heldenzeitalter der Seefahrer und Eroberer, bedenklich als Kündler eines neuen Weltbildes, das den sachlichen Gütern — insbesondere dem leidenschaftlich begehrten Gold der beiden Indien — ein Vorrecht vor dem seelischen Besitz der Menschheit zu geben schien. Die Herrschaft über die Gebiete jenseits der Meere fiel naturgemäß jenen Staaten zu, die ihren unternehmungslustigen Kaufleuten ein mit Segel und Kriegswaffe gleich vertrautes Geschlecht von Seefahrern an die Seite stellen konnten: Spanien, Portugal, Holland, Frankreich und England.

Das deutsche Volk, ohne einheitliche Führung und ohne nennenswerte Kriegs- und Handelsflotte, war nicht imstande, an der überseeischen Kolonisation teilzunehmen. Die Versuche des Großen Kurfürsten, in West- und Südafrika brandenburgische Niederlassungen zu gründen, scheiterten an der Gegnerschaft der zur See stärkeren Niederlande. Immerhin währte dieses koloniale Zwischenspiel von 1682 bis 1720/21, also fast vierzig Jahre. Kaum ein Jahrhundert später wurde ein zweiter Versuch einer deutschen Kolonialgründung unternommen, der sich auf mehrere Punkte in Afrika und Indien erstreckte. Aber während die erste deutsche Landnahme in Übersee, die des Großen Kurfürsten, durch die Stetigkeit der geschichtlichen Überlieferung auf der Entwicklungslinie Brandenburg-Preußen-Deutschland im deutschen Volksbewußtsein Widerhall gefunden hat und bis heute in der Erinnerung fortlebt, ist die andere Expedition ganz und gar vergessen worden. Dieser mit Weitblick und Kühnheit angestellte Versuch ging von Österreich aus. Und obwohl es sich um eine durchwegs von Deutschen durchgeführte Unternehmung handelte, hing sie gewissermaßen zwischen den Nationen in der Luft. Keine Volksüberlieferung bekannte sich zu dieser Erinnerung.

Der Begriff Österreich umfaßte zu jener Zeit die Hausmacht der Habsburger, also die teils innerhalb, teils außerhalb der deutschen Reichsgrenzen liegenden Erblande des in Wien residierenden Römisch-Deutschen Kaisers. Die deutsche Krone trug damals die letzte Habsburgerin Maria Theresia gemeinsam mit dem Mitregenten Joseph II., ihrem ältesten Sohne aus ihrer Ehe mit dem 1765 verstorbenen Kaiser Franz I. aus dem Hause Lothringen. Großes Interesse fand bei Maria Theresia eine ihr 1774 überreichte geheime Denkschrift, welche die Errichtung einer erbländischen Handelskompanie in Ostindien anregte. In diesem Vorschlag wurde darauf hingewiesen, daß sich an der Malabarküste im südwestlichen Indien unweit von Goa noch Gebiete befänden, die von England und Hol-



land unabhängig seien. Gemeint war das Reich des 1722 geborenen Haidar Ali, der trotz niederer Herkunft zum Sultan von Mysore aufgestiegen war. In erfolgreichen kriegerischen Unternehmungen erzwang er seine Anerkennung durch England.

Der Verfasser der Denkschrift war Wilhelm Bolts, von deutschen Eltern stammend, aber englischer Untertan, der durch seine Tätigkeit bei der Britisch-Ostindischen Kompanie mancherlei Erfahrungen an Ort und Stelle gesammelt hatte. Die Kaiserin nahm seine Vorschläge mit großer Befriedigung auf, sichtlich von dem Wunsche erfüllt, das Versäumte in bezug auf die Gründung von überseeischen Niederlassungen nachzuholen und der erbländischen Seeschifffahrt des alten Reichshafens Triest den erschnittenen Auftrieb zu geben. Eine von Bolts und von dem ehemaligen Bankier Grafen Profl gegründete Österreichisch-Ostindische Kompanie erhielt weitgehende Privilegien. Noch zwei Deutsche traten als Teilhaber ein: von Borkens und Dominik Nagel. Kaiser Joseph, der dem ganzen Plane anfangs recht mißtrauisch und ablehnend gegenüberstand, ernannte auf Wunsch seiner Mutter den künftigen Führer der Reise zum Oberstleutnant. „Dem Bolts“ — dies der Wortlaut der eigenhändigen Entschließung des Kaisers — „so wenig als ich auf sein ganzes unternehmen halte, ist dennoch der Obristleutenants Titel zu erteilen.“ Er erhielt das Recht, auf seinem Schiffe die deutsche Reichsflagge zu führen, den schwarzen doppelköpfigen Adler auf gelbem Grunde. Als militärische Bemannung des Schiffes wurden ihm fünfundzwanzig Mann zugeteilt, darunter als höchster Unteroffizier der 1751 in Karlsruhe geborene Feldwebel Gottfried Stahl. Die Soldaten waren nichtösterreichische Deutsche aus dem Reiche; wir kennen noch ihre Namen: Bauer, Faber, Gutbrodt, Hermann, Hagenlender, Ladl, Wacht usw. Auf Befehl des Hofkriegsrates durften bemerkenswerterweise nur Protestanten dem Bolts unterstellt werden, wohl im Hinblick darauf, daß er selbst Protestant war. Mit insgesamt 155 Mann an Bord segelte das Schiff, das nach den beiden Herrschern den Namen „Joseph und Theresia“ trug, im September 1776 von Triest ab. Am 26. November trat es von Livorno endgültig die Ausreise an.

Es ist als Beweis für die seemannischen Fähigkeiten von Wilhelm Bolts zu werten, daß er — ganz im Widerspruch zu der damals herrschenden Auffassung — auf der Fahrt nach dem Kap der Guten Hoffnung richtigerweise die südamerikanische Küste berührt hat. Am Weihnachtsabend ging er in Rio de Janeiro vor Anker. Nach der Umsegelung des Kaps erreichte die „Joseph und Theresia“ im März 1777 die Delagoa-Bai an der Südgrenze des heutigen Portugiesisch-Ostafrika. Das Schiff geriet hier auf eine der zahlreichen Sandbänke, und Bolts mußte fürchten, seine Fahrt nicht mehr fortsetzen zu können. Während die Mannschaft damit beschäftigt war, die Ladung zu bergen, knüpfte Bolts mit dem Häuptling der unabhängigen Neger Verhandlungen an und erwarb von ihm den Hafen. Auch dabei zeigte er ein wahres Fingerspitzengefühl — heute gilt die Delagoa-Bai als bester Naturhafen des ganzen afrikanischen Südostens. Nach der feierlichen Landnahme ließ Bolts sofort ein Bollwerk aus Erdwällen und Pfählen aufführen und mit neun Kanonen bestücken. Die kaiserliche Flagge ging auf der Befestigung hoch. Das Schiff, dessen Schäden ausgebessert werden konnten, wurde durch die Flut



„Joseph und Theresia“

wieder flott. In der ersten von Volts gegründeten Kolonie blieben als europäische Besatzung einstweilen nur zehn Mann zurück. Im September setzte die „Joseph und Theresia“ ihre Reise fort.

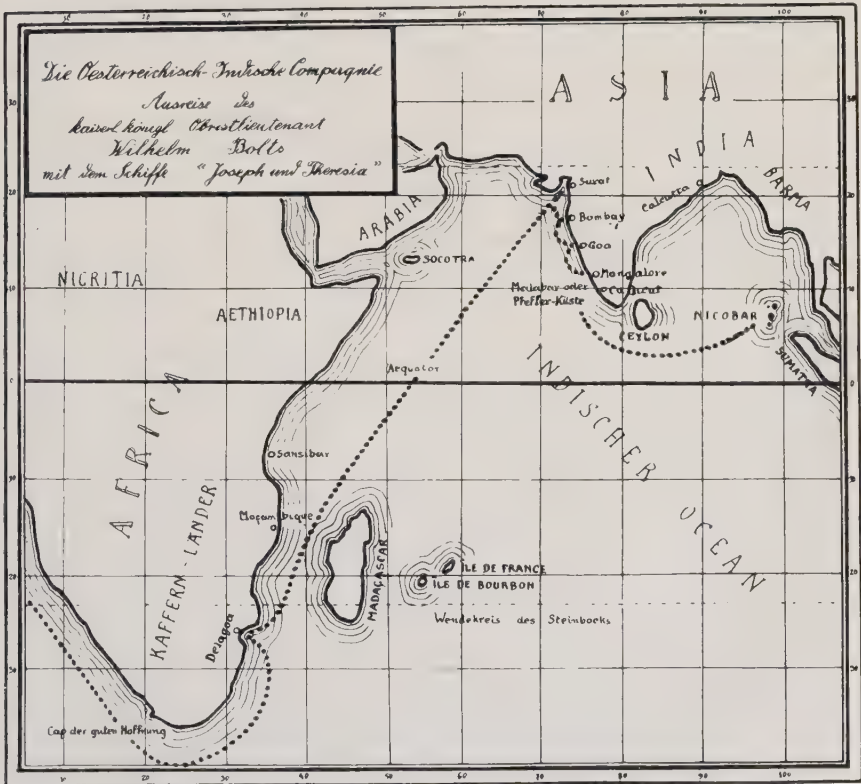
Die Fahrt ging programmgemäß weiter, das Schiff erreichte die Küste Indiens bei Surat im Golf von Cambay und nahm dann der Westküste entlang Kurs nach Süden über Bombay und Goa bis zur Malabar- oder Pfefferküste. Wie als Seemann bewährte sich Volts auch als Diplomat. Es gelang ihm, von dem erwähnten Sultan von Mysore Haidar Ali ein beträchtliches Küstengebiet in der Landschaft Kanara zu erwerben, wo er nun eine deutsche Verwaltung einsetzte. Er stellte dem Sultan reichere Ehrengeschenke in Aussicht, als die waren, die er ihm überreicht hatte. Der Sultan fand besonderes Gefallen an den Kanonen, die das Schiff mit sich führte. Und Volts versicherte ihm, daß unter den künftigen Geschenken des Kaisers auch derlei zu finden sein werde. Tatsächlich gelang es ihm später, im Jahre 1782, den ihm jetzt günstiger gesinnten Kaiser zu bewegen, nebst Wiener Porzellan und seinem Brünner Tuch auch zwei zwölfpfündige und vier sechspfündige Kanonen aus dem Arsenal von Triest als Ehrengaben für Haidar Ali zu bestimmen. Der Sultan starb aber am 7. Dezember 1782, die Geschenke erreichten ihn nicht mehr.

Nach verhältnismäßig kurzem Aufenthalt an der Küste von Kanara und Malabar hatte Volts seine Fahrt nach Osten fortgesetzt. Anfangs des folgenden Jahres, 1778, lief das Schiff die Nikobaren an, eine von Malaien bewohnte Inselgruppe im Nordwesten von Sumatra. Es sind insgesamt neunzehn Inseln mit einer Landfläche von 1650 Quadratkilometer, also etwas kleiner als das Saargebiet. Die Nikobaren, 1756–73 dänischer Besitz, waren jetzt herrenlos und konnten ohne weiteres von Volts annektiert werden. Er ließ auch hier einen Teil seiner



Mannschaft zurück und setzte den erwähnten Feldwebel Gottfried Stahl zum Kadetten ein, bei gleichzeitiger Ernennung zum Unterleutnant. Der Zweck der ersten Fahrt war nun erfüllt. Die „Joseph und Theresia“ berührte noch einige asiatische Hafenplätze und trat dann die Heimreise an. Im Mai 1781 ging sie wieder in ihrem Ausgangshafen Livorno vor Anker. Die ganze Reise hatte rund viereinhalb Jahre gedauert. Die Ladung der „Joseph und Theresia“ bestand hauptsächlich aus Salpeter, den Bolts teils gegen bares Geld gekauft, teils gegen Gewehre und Kupfer eingetauscht hatte. Er erwarb sich damit die Zufriedenheit des Wiener Hofkriegsrates, da die Beschaffung des zur Pulvererzeugung notwendigen Salpeters damals oftmals erhebliche Schwierigkeiten bereitete.

Noch vor „Joseph und Theresia“ war bereits 1779 ein Teil der Leute des Bolts unter der Führung von Johann Josef Bauer zurückgekehrt. Auf Grund der günstigen Meldungen, die Bauer brachte, liefen – während Bolts immer noch auf seiner ersten Fahrt war – bereits einige neue Schiffe der Österreichisch-Ostindischen Kompanie nach Indien aus. Das Unternehmen verfügte schließlich über eine ansehnliche Flotte. Die vorwiegend deutschen Namen von zwölf Schiffen sind uns bekannt. Die meisten dieser Fahrzeuge, die unter der Reichsflagge segelten, waren stark bewaffnet, sie trugen 24, 30 oder mehr Kanonen. An der



Malabarküste bestanden nun drei Niederlassungen, zu deren militärischem Befehlshaber der um 1750 in Brüssel geborene Hauptmann Wilhelm Franz von Immens bestellt wurde. Der Personalstand wuchs auf tausend Köpfe unter der obersten Leitung eines „Chefpräsidenten“. Es gab hier auch einen „Faktor“ mit einigen Schreibern, zwei Chirurgen und einen geistlichen Würdenträger mit dem Titel eines „Almoseniers“. Kaiser Joseph wandelte den vorläufigen Rang des Volts als Oberstleutnant in einen dauernden um und bestätigte die Ernennung des Residenten Stahl zum Unterleutnant. Für die erste Fahrt hatte man der Ostindischen Kompanie aus Staatsmitteln einen Vorschuß von 180000 Gulden gewährt, nun wurde ihr gestattet, ihre Fonds durch eine Aktiensubskription auf zwei Millionen zu erhöhen. 1782 stellte der Kaiser der Kompanie neuerlich eine staatliche Unterstützung in Aussicht.

Doch schon im nächsten Jahre zog er seine Hand von dem Unternehmen, indem er erklärte, daß ihm das ganze Voltsche Geschäft „sehr verworren“ scheine. Dieser neuerliche Gesinnungswechsel des Kaisers erklärt sich daraus, daß die Erfolge von Volts allzu große Hoffnungen erweckt hatten, die nicht erfüllt werden konnten. Denn das Unternehmen arbeitete für den Anfang unwirtschaftlich. Da es im Inland an Schiffen für große Fahrt mangelte, bestand fast die ganze Flotte aus fremdländischen Schiffen, die man um hohe Beträge gehartert, gemietet und dann mit österreichischen Namen unter die kaiserliche Flagge gestellt hatte. Vor allem aber fehlte es Volts trotz seiner vielfachen Erfahrungen an einer genauen Kenntnis jener Erzeugnisse, die die Kompanie nach Übersee ausführen sollte. Während für den Ankauf kolonialer Erzeugnisse bares Geld abfloß, war der Laderaum der Schiffe nur bei der Heimreise ausgenützt, so daß kein Gewinn erzielt werden konnte. Überdies gab es keine Kriegsslotte zum Schutz der kolonialen Gründungen und der Schifffahrt. Auch scheute man sich in Wien, die schwierige politische Lage noch durch einen Wettbewerb mit den Seemächten zu verschärfen. Als nun der Kaiser, statt die zugesagte Hilfe zu gewähren, sich zurückzog, noch ehe die Früchte hätten reifen können, war das Schicksal des großangelegten Unternehmens besiegelt. Schon 1783 geriet die Kompanie in Zahlungsschwierigkeiten und mußte ein Schiff nach dem anderen abgeben. Am 2. Mai 1785 wurde dem Kaiser und dem Hofkriegsrat der Zusammenbruch der Ostindischen Kompanie gemeldet. Die Vorschußzahlung des Staates war verloren.

Inzwischen hatten sich die Niederlassungen in nichts aufgelöst, da der Nachschub ausblieb. Ein großer Teil der Besatzung war an Ort und Stelle gestorben, darunter auch Gottfried Stahl, der Resident auf den Nikobaren. Manche kehrten heim, so der an die Malabarküste entsandte Hauptmann von Immens. Er fand 1797 als Generalmajor bei Straßburg den Soldatentod. Eine Anzahl Zivilpersonen suchte Dienst in den Unternehmungen der Kolonialmächte.

Auf das Gebiet der Delagoa-Bai erhoben Portugal und England Anspruch. Erst fast ein Jahrhundert später, 1875, erhielt Portugal durch ein schiedsrichterliches Urteil endgültig diesen wertvollen Hafen. Die Niederlassungen an der Malabarküste fielen schon 1781 und 1783 wieder an den Sultan von Mysore zurück und gelangten ab 1792 schrittweise in den Besitz der Britisch-Ostindischen



Kompanie. Die Nikobaren schließlich wurden 1784 neuerdings von Dänemark annektiert. Seit 1869 gehören auch sie zu Britisch-Indien.

Bei der Weltumsegelung der österreichischen Fregatte „Novara“ unter dem Befehl des Kommodore Bernhard von Wüllersdorf-Urbair in den Jahren 1857 bis 1859, einer erdkundlichen Unternehmung von damals grundlegender Bedeutung, betraten noch fast drei Menschenaltern wieder österreichische Soldaten und Seeleute den Boden der Nikobaren. Sie fanden noch zwei Merkwürdigkeiten aus der Zeit der kolonialen Niederlassung vor. Erstens gemahnte der Name Teressa einer dieser Inseln an die Kaiserin Maria Theresia und an das Schiff „Joseph und Theresia“. Und zweitens trug ein Häuptling der Eingeborenen einen alten — österreichischen Uniformrock, ein tragikomisches Erinnerungsstück aus dem Besitz eines jener deutschen Soldaten, die hier von der Heimat im Stich gelassen, bis zum Tode auf ihrem Posten ausgeharrt hatten.

# Die barocke Kerze

Novelle

(Schluß)

Warum mußte Johannsen von seinem Wunsch nach dem Besitz dieser Kerze und von seinem Besitzrecht auf die junge, fröhliche Gertrud in einem Atem sprechen? Er konnte es ja nicht wissen, daß er den Freund damit an der wundesten Stelle getroffen hatte. Er konnte es nicht wissen, daß Leibelt das eine für ihn ohne Wimperzucken opferte und zugleich das andere für sich mit allen hunderttausend Wünschen begehrte. Gertrud hätte in diesem Augenblick kommen und die Verwirrung bloßgelegter Gefühle lösen müssen mit ihren zarten, kindlichen Händen, beide zu einem guten Wort verleitend und sich selbst damit befreiend aus den verlangenden Wünschen eines Mannes, der fast so alt war wie Friedbert und im übrigen kein Recht auf sie hatte als nur das Recht des Freundes, der auch sie in diese Freundschaft mit einbeziehen mochte. Gertrud aber kam nicht, Gertrud blieb als bildhafte Vorstellung mit diesem Raum und mit dem kranken Mann und mit jeder Erinnerung verbunden, ihre kleine Anmut wurde in der Erinnerung zur großen Schönheit, ihr unbewusstes Lachen wurde zum Klingen einer von Liebe erfüllten Antwort, ihr weicher Schritt wurde zum Takt, der hinter Leibelts Schläfen nun hämmerte und ihn verfolgte, als er schon auf der Straße ging und sich wie ein Betrunkener zurechtastete.

Dennoch war und blieb Johannsen Leibelts Freund, und für ihn nahm Leibelt die vielen Wünsche hin, die ihm dann und wann im Dorf gesagt wurden. Jeder Wunsch auf gutes Weitergehenes freute ihn, jedem Wunsch aber mußte er ein undeutbares Lächeln zur Antwort geben, weil doch sie alle mit ihren Wünschen machtlos und wehrlos waren, wenn er es nicht wollte, wenn er plötzlich Johannsens Licht ausblies.

Ob aber dieses Licht, das er für einen anderen brannte, überhaupt noch die Kraft, die geheimnisvolle Macht hatte, die er ihm zuschrieb?

Die Kunden, die am späten Abend noch um Öl oder Kaffee für den nächsten Morgen kamen, fragten zuweilen, ob die Leitung nicht in Ordnung sei, weil im Zimmer nebenan eine Kerze brennen müsse. Denen aber erzählte Leibelt mit dem harmlosesten Gesicht, daß er beim Eintragen in die Bücher ein Licht ganz nahe vor dem Auge haben müsse. Deswegen sei die Kerze angezündet worden.

Dieses Licht, diese Kerze, diese fingergliedhohe Flamme bedeutete, daß der Herr Generalstaatsanwalt Friedbert Johannsen weiterzuleben hatte.

Es bedeutete mehr. Es bedeutete, daß Herr Johannsen so lange weiterleben durfte, solange die Flamme auf der Kerze stand mit dem kleinen, blauen Mond am unteren Rand der Flamme und der spitze hochfliehenden, roten Glut. Wozu sollte Leibelt auch den Leuten erzählen, daß der Herr Generalstaatsanwalt nur von seinen, von Leibelts Gnaden zu leben hatte, und daß er sterben mußte, sobald es dem Freund beliebte, über die schüchterne Flamme zu blasen.



Gertrud stand dazwischen. Gertrud spielte mit diesem dünnen Brand, wenn sie ihm nur ein Lächeln und dem anderen ihr ganzes Menschenleben schenkte. Gertrud hätte doch auch den Platz hier im Haus einnehmen können und mußte nicht neben dem alternden, kränklichen Herrn Johannsen auf alles verzichten, nur um vielleicht noch den einen Tag zu erleben, den dritten Hochzeitstag, an dem Johannsen eine Kerze brennen will, in deren Schein er dem Mädchen — Frau ist sie doch nicht, die zarte Gertrud — ein Lachen vorspielen und eine dünne Weisheit aus einem Buch vorlesen möchte.

Das alles gab es nicht mehr, wenn Leibelt eines Tages über die Flamme blies und seine Kraft, seine Macht über Leben und Tod erprobte.

Um dies tun zu können, was allmählich in Leibelts Denken die Form eines dunklen Vorsatzes gewann, mußte Leibelt freilich jedes Gefühl der Freundschaft erst in sich selbst ertönen, damit in der Leere, die sich an Stelle der Freundschaft breitmachte, das Bewußtsein der Macht und des unmenslichen oder übermenschlichen Könnens Platz greifen konnte. Noch stritt der Freund gegen den Mann, noch wehrte sich die Angst gegen dieses furchtbare Erproben einer Macht, deren letzte Auswirkungen Leibelt selbst nicht kannte.

Langsam aber wurde das Denken und Fühlen des Mannes deutlicher, langsam bekam jede Erinnerung an Gertrud eine selbständige Gestalt, allmählich fand sich Leibelt in dem Gedanken zurecht, daß es keinen Weg gab in die Erfüllung einer sinnlosen Leidenschaft als diesen einen Weg, dem Mann den Atem aus dem Leben wegzunehmen.

Wie mochte wohl die Welt darüber urteilen, wenn er den anderen damit auflöschte, daß er über sein Licht weghlies? Es gab kein Gericht der Erde, das einen Rechtspruch wider ihn wagte, wenn er eine Macht, die an kein Gesetz gebunden war, dazu zwang, gehorsam eine Verpflichtung zu erfüllen, die von Natur daran gebunden war.

Sein ganzes Leben lang war Leibelt nichts gewesen als ein Mann unter vielen, ein Kaufmann unter lauter Bauern, ein Mensch, von dem man schrullige Dinge erzählte, weil er alte Sachen sammelte und manchmal ein sinnloses Geld dafür anlegte. Nur die Freundschaft mit einem hohen Herrn hatte ihn ein klein wenig aus diesem gleichmütigen Dasein aller Leute herausgehoben. Nun war plötzlich dieser Freund, der aus ihm mehr gemacht hatte, in seine Hände gegeben und mußte gehorchen, willenlos den Weg gehen, den er, der mächtig gewordene kleine Mann, ihm vorschrieb.

Wäre es ein anderer gewesen, dann vielleicht hätte die Versuchung den kleinen Menschen gar nicht erst erfaßt. Dann wäre ihm vorweg das als Verbrechen erschienen, weil es dem Großen immer leicht ist, einen Kleinen zu vernichten. Daß aber Herr Johannsen, wenn er auch Leibelts Freund war, so weit über diesem stand und sicher sein Leben lang auf ihn herabgesehen hatte, das reizte zur Erprobung der im Spiel zugefallenen Macht, das reizte so sehr, daß der Kaufmann zuweilen leise in das Zimmer trat und mit der Lichtpußschere den Docht ausschchnitt und noch einmal nachschnitt und ein drittes Mal kürzte, bis nur noch ein winziges Flämmchen auf einem kurzen Stumpf von Docht brannte. Eine einzige unvor-

sichtige Handbewegung mit der Lichtpußschere konnte diese armselige Flamme erdrücken für immer. Wenn Leibel so den Rest von Licht betrachtete, dann überkam ihn die Angst, es möchte jetzt vielleicht jemand zur Tür hereintreten und dadurch einem Windzug Raum geben, durch das Zimmer zu streichen und die Flamme zu löschen.

Hernach erst, wenn der Docht wieder über einem kleinen See von flüssigem Wachs ruhiger weiterbrannte, so daß ihn nicht gleich jeder erste Windzug löschen konnte, fand der Mann wieder seinen Mut, und dann sah Leibel plötzlich wieder Gertruds kindlich fragendes, halb vorwurfsvolles Gesicht auf sich gerichtet: was ist das für ein Spiel? Hast du mich wirklich so lieb, daß du etwas tun könntest, was soviel Unrecht ist? Weißt du nicht, daß Friedbert mich lieb hat und gut ist zu mir, wie noch kein Mensch je einmal gut war?

Gut? Gut war Friedbert Johannsen nur? Nicht sonst als nur gut? Gertrud aber verdiente ein anderes Schicksal als nur dieses Erlebensdürfen einer männlichen Güte, die schon aus der Unmännlichkeit des Alters erwuchs.

Daß er in diesem Augenblick selbst Gertruds anderes Schicksal sein wollte, das gestand sich Leibel nicht ein. Er glaubte nur, der Größe seiner Macht es schuldig zu sein, daß er diese Macht dort im Leben eines Menschen einsetzte, wo nach seiner Ansicht die Dinge ungerecht verteilt waren. Er dachte an Gertrud, er dachte aber mehr noch an die Machtmittel, mit denen er seinen Begriffen von Lebensordnung zum Recht, zum vermeintlichen Recht wenigstens, verhelfen wollte.

Schneller, als er es begriff, wurde das Machtbewußtsein zum Größenwahn, und obgleich doch nur ein einziges Menschenschicksal in seine Hände gegeben war, so ließ er ohne die Kontrolle einer wirklichen Macht die Begriffe sich verwirren und sich gegenseitig übersteigern, eines am anderen größer werdend und keines mehr von der menschlichen Bescheidenheit getragen, die gerade der Macht auch ihr Recht gibt.

Am zweiten Samstagabend nach Leibels Besuch in der Stadt kam die Gommerin mit breitem Abendgruß in den Laden und kaufte ein paar Dinge für den Sonntag.

„Ah ja, morgen ist ja Sonntag. Das hätte ich beinahe vergessen.“

„Natürlich! Ihr Kaufleute vergeßt so etwas leicht. Ihr verkauft an den Sonntagen ebenso wie an den Werktagen.“

„So ist das nun wieder nicht. Ich habe es eben vergessen, ich habe nicht mehr daran gedacht.“

„Du vergißt viel in der letzten Zeit. Du brauchst dich wohl auch um unseren Herrn Johannsen nicht mehr zu kümmern und brauchst uns nicht zu erzählen, wie es ihm ergeht.“

„Wenn ich es dir ehrlich sagen soll: ich habe tatsächlich keine Ahnung, wie es dem guten Johannsen im Augenblick ergeht. Vorige Woche war ich noch in der Stadt, damals stand es nicht schlecht mit ihm.“

„Nicht schlecht? Nicht schlecht? Sehr gut steht es um Herrn Johannsen, daß du es weißt, du bequemer Kerl du, dem eine Freundschaft nicht einmal dieses kleine Opfer wert ist. Ich selbst bin in die Stadt gefahren und habe ihn besucht,



und er hat mich bis zur Türe begleitet, weil er ein vornehmer, ein feiner Mann ist."

"Wissen die Ärzte aber auch ganz bestimmt, daß Johannsen jetzt endgültig über seine Krankheit hinweg ist?" — Er ließ raschelnd eine Tüte voll Kaffee laufen aus der großen Tonne mit dem Kugelschieber und horchte indessen angestrengt hin auf die Erzählung der Gommerin.

"Warum sollen die Ärzte das nicht wissen, wo sie ihn doch gesund gemacht haben? Das sind eben Ärzte, mein lieber Leibelt! Das sind Ärzte, vor denen man den Hut ziehen sollte. Herr Johannsen war doch schon zum Sterben krank, und da haben die Ärzte sich erst einmal einen ordentlichen Zorn genommen und alles drangesetzt. Es muß ja immer erst ganz gefährlich werden, dann nehmen die Ärzte sich erst zusammen."

"Kennst du einen von diesen Ärzten?"

"Ich? Nein. Aber Respekt habe ich vor ihnen."

"Na, ich kenne den Professor Ungemuth."

"Der Johannsen behandelt?"

"Den, ja. Er ist ein verhältnismäßig junger Mann."

"Die jungen Ärzte sind die geschicktesten, weil sie eine neuere Heilkunde lernen."

"Sehr viel versteht er wohl nicht, dieser Herr Ungemuth. Er kann eben zur Not eine Diagnose stellen."

"Andere können das nicht einmal!" gab die Gommerin schnippisch darauf und raffte ihre Tüten in das Netz. "Wenn ein Doktor erst einmal die Krankheit richtig erkannt hat, dann ist das Helfen nicht mehr schwer."

Leibelt tändelte unruhig an den Waren herum, die er für Frau Gommer bereitgelegt hatte. Er spürte den Zwang in sich, hier etwas zu sagen, was diesen kindlichen Menschenglauben an die unfehlbare Kunst der großen Ärzte erschüttern sollte. Frau Gommer mit ihrer breiten Sicherheit, die der Wissenschaft das Wort sprach, reizte ihn zum tollkühnen Widerspruch, und unüberlegter als sonst schlug er plötzlich mit seiner anderen Meinung los, die nirgends von der Wissenschaft begründet und niemals von einem Menschen anerkannt wurde.

"Weißt du auch, daß diese Herren Ärzte ganz lächerliche Leute sind?"

"Mach dich nicht so groß, Leibelt!"

"Lächerliche Leute sind sie! Narren sind sie!"

"Geschelte Leute sind sie!"

"Und wenn du es genau wissen willst: sie sind aufgeblasene Hanswürste, die nicht einmal sich zu dem Geständnis bereitfinden, daß ihre Kunst versagt hat."

"Na, na! Wenn man das ein Versagen nennt, dann weiß ich nicht mehr, wie ich daran bin."

"Du sollst es ganz genau wissen, Gommerin, ganz genau." — Dabei beugte er sich über die Ladenbudel und kam mit dem Mund bis nahe an das Ohr der Kundin. "Den sterbenskranken Herrn Johannsen hat nicht der Arzt gesund gemacht, sondern ich. Ich! Ich ganz allein!"

Da wischte die Kundin mit der mächtigen Hand alles über die Budel und ließ es funterbunt in das Netz rollen, denn nun mußte sie lachen und lachen und dem

verrückten Herrn Leibelt so ihre Meinung kundtun über seine Kunst und seine kindische Großsprecherei. Sie lachte, daß es in der Ladenecke, wo der Petroleum-tank stand, widerhallte und im Echo dieses große, haltlose Lachen noch größer und noch beschämender werden ließ. — „Soso? Du hast unseren Herrn Johannsen gesund gemacht? Ausgerechnet du, du Narr, du! Hast ihm wohl einen von deinen alten wurmstichigen Heiligen übergelegt, ha? Du Narr? du seliger, der seinen Verstand in Spanschachteln verpackt hat! Meinetwegen kannst du ein halbwegs gescheiter Mensch sein, der etwas versteht von diesem alten Trödel, aber von der Medizin verstehst du gar nichts, und wenn dich ein Doktor so reden hört, dann wirft er dir am Ende die Jacke um, weil solche Leute im Narrenhaus am besten aufgehoben sind.“

Leibelt vermochte ihren mit polterndem Lachen vorgebrachten Redeschwall nicht zu unterbrechen, und je mehr er sich anstrengte, die Gommerin niederzuschreien, desto lauter wurde ihre heftige Stimme, bis Leibelt endlich mit hochrotem Kopf, tief beschämt, sich ins Schweigen verkroch und den Augenblick abwartete, bis er in dem breiten Schwall böser, verächtlicher Worte eine Lücke fand, um das Seine zu sagen.

Die Gommerin holte tief Atem, weil das viele Lachen sie erschöpft hatte, und in diese Pause des Atemholens warf Leibelt seine Antwort: „Lach nur du weiter! Ich habe es in der Hand, den Herrn Johannsen leben oder sterben zu lassen, und wenn ich jetzt will, dann hörst du in drei Tagen die Nachricht, daß er tot ist. Tot, verstanden? Du lachst schon wieder? Du lachst noch einmal?“

„Jajaja, ich lache, ich muß eben lachen, weil man die Narren nicht so ernst nehmen darf, sonst steigt es ihnen zu Kopf. Der eine meint dann, er sei der Vetter des Kaisers von China, der andere glaubt, er müsse jeden Abend die Sterne mit Sidol puken, und der dritte meint, er sei der größte Doktor der Welt, der einen Kranken nach seinem Belieben sterben oder leben lassen kann. Leg dich bald zu Bett, alter Narr, und trinke künftig etwas weniger Most in der Mühle!“

Damit ging die Gommerin in weit tretendem Entenschritt hinaus und ließ die Tür nach guter Gewohnheit mit einem handfesten Knall ins Schloß fallen.

Leibelt aber stand wankend hinter der Budel und machte eine drohende Faust und schlug wütend ein dutzendmal auf die Nußbaumplatte und spürte dann, wie die Farbe sich aus seinem Gesicht verlor.

Er hätte nie so sprechen und hätte den armen, törichten Menschen nie etwas davon sagen dürfen, was sein Geheimnis war. Nun war es gesagt, und diese alberne Frau hatte sich mit einem bösen Lachen über ihn hergemacht, so übel und so beschämend, daß er betreten wegging von dieser Unterhaltung, und alles, was sich noch begeben sollte an diesem Abend, kaum in vollem Ernst überdachte. Er zog die Kugellampe herab und drehte das Ladenlicht aus.

Nun mochte kommen, wer auch kommen wollte.

Es gab für das Dorf Aurisbrunn in diesen paar Abendstunden des Samstag keinen Kramladen mehr, und wenn sie schon ungläubig an den Läden poltern wollten, dann mochten sie es tun. Das Haus wurde verschlossen, die Fensterläden mit der eisernen Querstange gesichert, die Vorhänge gezogen, die Haushälterin und

das Ladenmädchen zu Bett geschickt, und dann wollte Leibelst tun, was seine Macht beweisen sollte, ihm selbst wenigstens beweisen, weil die anderen nicht einmal nach einem solchen Beweis glauben würden.

Zuweilen schon hatte Leibelst an Johannsens schöne junge Frau gedacht. Das war Irrsinn gewesen und Gemeinheit vor der alten Freundschaft. Gertrud war in diesem Spiel niemand, sie zählte gar nicht. Selbst Johannsen zählte nicht, denn er war nur die bescheidene hölzerne Figur des Spieles, die mit der mächtigen Hand auf dem Brett nach dem Belieben des Mächtigen hin und her geschoben wurde. Alles Persönliche fiel in diesem Augenblick, der große Neid, der aus einer Freundschaft für Augenblicke hochgekommene Haß und das Verlangen eines Mannes, der doch auch schon seine fünfzig Jahre zählte. Dies fiel, und alles wurde nun beherrscht vom Willen und dem gekränkten Machtgefühl eines Mannes, dem das Erproben seiner Macht in diesem Augenblick köstlicher war als jeder Reichtum der Welt.

Horchend ging Leibelst durch die Gänge.

In diesem Zimmer schlief die Haushälterin. Noch schlief sie nicht. Es raschelte nach Papier, dann nach abgestreiften Kleidern, dann knickte ein Schalter, und die ältliche Frau legte sich schlafen. Das junge Ladenmädchen mochte wohl noch aus dem Fenster schauen, wie sie es jeden Abend tat. In ihr wirkte noch die Neugier des jungen Menschen, aber diese Neugier hatte nicht ihn zum Ziel, sondern die jungen Männer, die lärmend draußen die Straße herunterkamen.

Leibelst beschaute im Licht der Flurlampe seine Hände, die zitterten, wenn er die fünf Finger locker wegstreckte. Wenn er alle Sehnen straffte, verlor sich das Zittern. Und wenn er allen Willen straffte, dann verlor sich auch die kindische Angst.

Angst gab es nicht, wenn er seine Macht spielen lassen wollte, und doch erfüllte ihn plötzlich etwas wie Furcht, Furcht vor dem, was ihn groß über den kleinen Bereich des bisherigen Lebens hinaushob, Furcht vor dem eigenen Mut. Er schluckte und drückte sich die Kehle, um sie freizumachen von dem unbestimmten Druck. Den Hemdkragen hatte er vor einer Stunde schon abgelegt, und doch schnürte ihn etwas immer an der Kehle, jetzt war es das Hemd, und wenn er das Hemd auskrempelte, daß es die ganze Brust freigab, dann war es die Nachtlust, die heute so dicht war, daß sie wie ein Ring sich um den Hals legte.

Die gespannte Hand drückte auf die Türklinke. Das Schloß öffnete sich leicht, die Tür fiel auf, weil sie schief in den Angeln hing, und beim Einfallen kühlerer Luft bebte die Flamme auf der Kerze lange verängstigt hin und her, bis Leibelst sogar den Atem anzuhalten versuchte, damit ja nichts mehr die Lust im Zimmer bewegte und die Flamme vielleicht auslöschte, ehe er es mit vollem Willen tat. Er rückte den Scherensstuhl so nahe an die Kerze heran, daß die Säule Wachs zwischen seinen Knien knapp vor ihm emporragte und er die Flamme ganz nahe sehen konnte bei jeder Zuckung, die aus Angst und Furcht der toten Kreatur zu kommen schien. Einen Narren hatte die Gommerin ihn genannt, und mit ihrem Narrenlachen hatte sie ihn zugeschüttet, bis er kein Wort des Wehrens mehr fand. Kein Mensch wußte, was er wußte. Keiner verstand auch, warum seit Wochen die Kerze in der Altertümerstube ohne Unterbrechung brannte. Morgen dann



konnte er es den Leuten sagen, daß er dieses einzige Mal von seiner Macht Gebrauch gemacht habe.

Morgen ging Gertrud Johannsen wieder mit blassen Wangen und verweinten Augen ratlos in der großen Wohnung von Zimmer zu Zimmer, bis Friedbert sie wieder rief und wieder um etwas bat, bis er endlich, nach ein paar Tagen vielleicht, die zarte Frau Johannsen als Witwe allein ließ in den sinnlos großen Räumen des Hauses und der Leere eines Lebens, das für sie noch kaum begonnen hatte.

Also doch Gertrud?

Doch Neid und elendes Besitzenwollen?

Leibelt ertrug die Antwort, die er sich selbst hätte geben müssen, nicht mehr. Die Hände kletterten an den weichen, viele Male weit abstehenden Ornamenten hinauf — die Kerze war ja kürzer geworden in dem wochenlangen Brennen — und ehe Leibelt es sich versah, spürte er die Wärme des kleinen Brandes.

Krampfhaft schloß er die Augen.

Er tastete sicher, denn die Wärme des bescheidenen Lichtes führte ihn. Und dann drückte er die gelbe, durchscheinende Wand von Wachs um den Docht zusammen.

Durch die Lider sah er, daß es dunkel geworden war im Raum. Er riß die Augen auf, um diese von ihm gewollte, erzwungene Finsternis zu sehen und einzuatmen mit vollen Zügen. Die Flamme aber schlug noch einmal leise hoch und ihr Licht erschien jetzt nach der ersten Finsternis heller als je.

Krumm gedrückt lag der Docht inmitten von Wachs, nur ein leicht angehobenes Ende ragte noch auf und hielt den Rest von Licht.

Nicht! Nicht! Nicht erlösen!

In diesem einen Augenblick wußte Leibelt, was er getan hatte und was er retten konnte, wenn er das sterbende Licht erhielt. Seine Finger bohrten sich in das erkaltende Wachs, aber da rann es warm wie Blut zwischen seinen Fingern weg und klebte sich im gleichen Augenblick daran fest. Jetzt war es die Angst vor sich selbst und der eigenen riesengroßen Macht, was ihn überfiel. Seine Hände waren zu schwach und seine Finger zu wenig an das Herrschen und Bestimmen, an das Leiten des großen Zugseiles gewöhnt. Eine unendlich tiefe Feigheit überannte ihn, denn vor sich sah er den Menschen Leibelt wie im Spiegel, den riesigen Menschen, der aus jedem menschlichen Format geraten war. Er saß neben sich selbst und konnte sich sehen, und die Angst vor diesem gleichen, übermenschlich großen Ich zerkrümelte jede letzte Kraft in ihm. Seine Finger waren unsicher, als sie noch einmal in das ersterbende Licht griffen, und eben als sie retten wollten, weil doch alles Menschliche nun kleiner und elender über ihn kam, traf der rettende Finger den Docht und drückte ihn vollends in den Rest von geschmolzenem Wachs.

Es war still im Zimmer.

Die Aufsackuhr nebenan setzte ein paar Schläge aus, der Scherenstuhl knarrte nicht mehr, nur ein dünner, ziehender Ton schlich durch das ganze Zimmer, obgleich er doch so schwach war, daß er nur den hohlen Raum zwischen Leibelts

Händen füllte. Es war das Ziehen, das man bei voller Stille hört, wenn ein gelöschter Docht sich noch vollsaugt, ehe er erstarrt.

★

In dieser Nacht, die vom Samstag zum Sonntag führte, starb in der Stadt nach einem letzten heftigen Rückfall in das alte Leiden der im Ruhestand lebende Generalstaatsanwalt Friedbert Johannsen.

Eine Stunde vorher hatte er Gertrud gebeten, sie sollte aus einer Schmuckschatulle in der Diele die paar alten handgezogenen Kerzen holen, die seit mancher Zeit vergessen dort lagen. Das sollte geschehen, weil morgen der Tag war, an dem es sich zum drittenmal jährte, daß Gertrud Johannsens Frau geworden war. Dann hatte er, das Buch zum Lesen auf den Knien bereit, nach Herrn Leibelt gefragt, weil er schon lange nicht mehr zu Besuch gekommen war. Und ein großer, sonderbar verängstigter Blick aus den Augen der Frau hatte ihm geantwortet.

★

Starr und bleich saß Herr Leibelt die ganze Nacht lang in seiner Altertümerschube. Längst hatte der ziehende Ton des Dochtes aufgehört, die schwarze Uhr pendelte längst wieder, das Summen fliegender, irrender Nachttiere hatte wieder Ton und Leben, und draußen auf der schlechten Fahrstraße klang hart jeder Tritt auf, den ein später Heimgeher auf den unebenen Boden setzte. So sah die Nacht anderer Menschen aus, die nur mit dem Bewußtsein einer dürftigen, alltäglichen Schuld ihrer Wege gingen.

Spät erst erwuchs aus den Tönen, die wiedergekommen waren oder nunmehr ausblieben, wieder ein Begriff von Leben.

Es gab auch in dieser Nacht die Zeit, in der alles Treten und Gehen einschlief. Solange noch irgendwo der Schritt eines Menschen oder das Blöken eines Stalltieres laut war, so lange saß Leibelt stumm auf dem Scherenstuhl vor seiner Kerze und wunderte sich selbst darüber, daß die Tat, vor der er im letzten Augenblick noch eine grauenvolle Furcht empfunden hatte, keine bedrängenden Kreise um ihn zog, daß sich nichts ereignet hatte, was ihn aufrüttelte, daß auch der Posthelfer nicht an das Fenster pochte mit der dringlichen Nachricht, Generalstaatsanwalt Friedbert Johannsen sei eben jetzt gestorben.

Was sollte man ihm auch mitteilen, wo er doch nur weither irgendwo als Freund Johannsens zu gelten hatte? Wie viele solche Freundschaften mit wenig bedeutenden Leuten mochte Johannsen zeit seines Lebens gehalten haben? Wohl zwanzig, dreißig, eine Unzahl gleicher Freundschaften, die nicht hoch zählten, weil sie irgendwelchen Menschen ohne Bedeutung zugewendet waren. Als dieser Gedanke sich Platz suchte in Leibelts Gehirn, zog ein böses Lächeln über das Gesicht. Niemand aber sah dieses Lächeln, und keiner würde es verstanden haben, weil doch jeder nur Schmerz oder Enttäuschung oder einen sonderbaren Ausweg des Leides darin gesehen hätte. Mochten alle Freunde des großen Herrn Johannsen

unwichtige Menschen ohne Bedeutung sein, so war er, der kleine Kaufmann Leibelt, nicht nur ein Stück Bedeutung im Leben des anderen, nicht nur Wegbegleiter auf verlorenen Rundfahrten in verstaubte geschichtliche Dinge, sondern Schicksal für den Menschen, der einmal diesen Weg ins Absonderliche gekreuzt hatte.

Das machte den Mann stolz, und wenn neben diesem Stolz jedesmal wie ein stechender Schmerz das Bewußtsein einer untilgbaren Schuld aufwühlend durch den Körper ging als wirklich körperlicher Schmerz, dann mußte Leibelt sich erst im Zimmer und seiner Einrichtung, an der Kerze und dem Scherenstuhl zurechtfassen, um hernach zu wissen, daß er nicht nur geträumt hatte. Im Traum waren ihm zuweilen schon solche Dinge erschienen, die ihn mit Erschrecken ausgefüllt hatten bis in den letzten Nerv, aber diesem Traum war jedesmal wie ein fürchterliches Herabstürzen aus einer unwirklichen Höhe das Erwachen gefolgt, das alle wüßten Bilder auslöschte und durch die Fenster einen guten, fried samen Tag hereinzeigte. Jetzt war es wirklich, jetzt blieb der Traum, und wenn Leibelt auch noch so heftig die Knöchel beider Hände gegen den Stuhl schlug, um am Schmerzgefühl den Wachzustand vom Traum zu scheiden, so spürte er eben in der Geringsfügigkeit des Schmerzes, daß er völlig wach war, daß aber etwas anderes seinen Körper so sehr ausfüllte, wie ihn nie ein Gefühl, eine Sehnsucht, ein Leid oder eine Liebe ausgefüllt hatte. Neben all diesen Dingen war immer der Schmerz bewußt geblieben, nur jetzt, nach diesem Ereignis, spürte nicht einmal der wache Körper mehr so recht, was er spüren sollte.

Es war ganz Nacht geworden.

In der Postagentur tat niemand mehr Dienst, also konnte nun niemand mehr kommen mit einem gefalteten Blatt in einem grüngrauen Fensterumschlag. Ganz allein mußte Leibelt sein, und plötzlich ertrug er das Alleinsein mit sich selbst nicht mehr. Er machte Licht und klagte über den armseligen Schimmer der Kugellampe. Er drehte im Laden und dem kleinen Lager die Lampen an, damit durch die Türen mehr Licht hereinkommen sollte. Er ging durchs Haus, riß Türen auf, schlug sie wieder zu, fragte die Haushälterin, die erschreckt aus dem Bett hochfuhr bei seinem Eintreten, ob sie nichts gehört habe. Auch von Herrn Johannsen nichts? Wirklich nichts? Gar nichts?

Nein.

Niemand hatte etwas gehört. Niemand konnte ihm Antwort geben, wo die Frage so formlos war und keinen Sinn hatte.

Die barocke Kerze, nun von allen Seiten beleuchtet und doch ohne eigenes Licht, stand noch in der Zimmernitte, als Leibelt dorthin zurückkehrte. Um den Docht her war das Wachs eingedrückt, und in dem Wachs zeichneten sich die Abdrücke einer Hand, die krampfhaft das Ende der Kerze umfaßt hatte, bis alles so erstarrt war. An diesem Abdruck der Hand konnte morgen jeder halbwegs kluge Mensch den Beweis seiner Schuld ablesen.

Auf keinen Fall durfte die Kerze so bleiben, sonst sagte ihm morgen jedermann auf Grund dieses Beweises, daß er den Generalstaatsanwalt Johannsen getötet habe. So drückte Leibelt denn das Wachs zurecht und schnitt es schließlich mit



dem Messer ab, bis ein Stück weißen Dochtes baumelnd aus der unnatürlich auslaufenden Kerze hing. Und nun war wieder das Wachs da, das nicht wegzuschaffen war. Leibelst mußte einen verborgenen Platz suchen für das abgeschnittene Stück Wachs, er ging aus dem Haus und knetete mit allen Fingern krampfhast an dem Wachsstück, bis es jede Gestalt verloren hatte. Aber der kluge Mensch, der Gerichtsmann, konnte vielleicht aus diesem Klumpen noch die Züge der barocken Ornamente feststellen, selbst wenn das Wachs zertreten und verstaubt war.

Die Magd auf dem Sommerhof, die immer eine kalte Angst empfunden hatte vor dem hohen Sommergast, weil ihr aus einem kleinen Leichtsinne eine große Schuld verblieben war, sah im Halbschlaf durch das kleine Fenster auf die Straße, als zu ungewohnter Zeit Schritte über den morschen Kies tappten.

Es war niemand, der ihretwillen unterwegs war. Es war nur der Krämer Leibelst, der vom Verkauf seiner Kramwaren bescheiden lebte und bei den Bauern alle alten Stücke aufkaufte. Den plagte keine Schuld, darum auch konnte er mit dem Schritt eines Betrunknen zur Zeit der finsternen Nacht unterwegs sein ohne Furcht vor der Nacht und vor irgendwem, der vielleicht plötzlich aus der Nacht kam und für eine Schuld Sühne verlangte.

Die Magd glaubte, ein Lachen gehört zu haben, das von dort kam, wo Leibelst eben verschwand.

Betrunkene lachen zuweilen so und sprechen oft unsinnige Dinge vor sich hin.

Leibelst aber lachte, weil ihm plötzlich das Unsinnige seines Tuns klar wurde. Wer wollte ihm schon einen Vorwurf machen aus der Tat einer überlegungslosen Viertelstunde, wenn mit dem völligen Abbrennen der Kerze das Leben des Herrn Johannsen so oder so doch zu Ende gegangen wäre? Wer wollte überhaupt ihm gegenübertreten und sein verwegenes Spiel mit dem Tod des Herrn Johannsen in Zusammenhang bringen?

Es war wohl gut, wenn er mit einem Lachen diese Gedanken eines bösen Spuks abschüttelte und nach Hause ging.

Der Schlaf zwar kam nicht zu ihm, aber statt des Schlafes machte sich um ihn eine friedliche Trägheit breit, die alles anders erscheinen ließ und in jenem Zustand zwischen Wachsein und Schlaf allmählich auch den letzten beschwerenden Gedanken von ihm wegwälzte.

Johannsen brauchte ja seiner Kerze wegen gar nicht tot zu sein.

Johannsen war nicht tot.

Johannsen lebte.

Und morgen, wenn es sich zum dritten Male jährte, daß Gertrud seine Frau geworden war, ging er vielleicht schon, auf ihren Arm gestützt, die Treppe herunter und sah im Garten nach den Rosen, die niemand nachgeschnitten hatte in der Zeit seiner Krankheit.

Dann war Leibelst wohl beschämt vor sich selbst und vor der Sommerin, der er großspurig seine vermeintliche Macht aufgedeckt hatte, aber es haßte keine Schuld an den Händen, die das Licht zerdrückt hatten.

Am Morgen pochte es dröhnend an den Läden seines Schlaffensters, da war plötzlich der verführerische Gedankenweg unterbrochen, denn nun kam die Nachricht. Aber es war nur der Gommer, der die Milch wie jeden Morgen durch das Fenster ins Haus gab und lachenden Gesichtes erzählte, daß es gestern beim Wirt wieder sehr lang gedauert habe. Jaja, gestern war Samstag gewesen, heute war Sonntag, der Gommer mähte Klee wie jeden Morgen, man ging zur Kirche, man beredete die Woche im Beisammenstehen unter den Kastanien, und die Postagentur wurde an diesem Tag nicht geöffnet.

Natürlich wurde die Agentur sonntags geschlossen gehalten.

Ob wohl die Gommerin ihrem Mann von der gestrigen Unterhaltung erzählt hatte?

Leibelt fragte ihn auf Umwegen aus, aber aus dem Mann war keine klare Antwort herauszuholen, denn gestern hatte es beim Wirt sehr lang gedauert. Der Gommer wußte also auch nicht, wie es dem Herrn Johannsen erging? — Na, gut doch! Die Gommerin war kürzlich erst bei ihm gewesen und hatte guten Bescheid mit heingebracht.

Das wußte Leibelt doch längst, aber das andere wußte er nicht, und das erfuhr er auch nicht bis zum Montagmorgen.

So also mußte er noch eine Nacht über sich ergehen lassen, die nicht erst mit dem wahnwitzigen Tun begann wie die gestrige, sondern gleich mit der Anklage sich über ihn wälzte und ihn neun Stunden lang zwischen Ängsten und Zweifeln hin und her stieß, bis er ganz klar wußte, was er getan hatte und was er tun mußte. Friedbert Johannsen war schließlich sein Freund gewesen.

Nach der zweiten Nacht, eben als in der Postagentur die Post aus dem Sack geschüttet wurde, aus deren bescheidenen Bunden einige ungewöhnlich große Briefe mit breitem Trauerrand herausragten, so daß die Bindechnur sie eingekerbt hatte an allen vier Seiten, sah die Gommerin den Kaufmann Leibelt zum Bahnhof gehen. Sie nickte ihm freundlich zu, weil sie sich darüber freute, daß er doch den Herrn Johannsen wieder besuchen wollte, aber als er ihres Grußes nicht achtete, mußte sie in diesem Augenblick von Verstimmung wieder an die Unterhaltung denken, die sie am Abend des Samstag mit dem verrückten Herrn Leibelt geführt hatte.

Gleich nach der Ankunft in der Stadt kaufte Leibelt am Ausgang des Bahnhofes eine Morgenzeitung, und es ging nicht einmal ein Schatten von Erschrecken über sein Gesicht, als er die Anzeige las, die mit kurzer Sachlichkeit ohne jeden Überschwang an Worten allen zur Kenntnis gab, daß der gewesene Generalstaatsanwalt Friedbert Johannsen am späten Abend des Samstag seinem schweren Leiden erlegen sei.

Unbewegt saß Leibelt in der Straßenbahn, die wieder zusammengefaltete Zeitung in den Händen, den Fahrchein zerknüllt zwischen den Fingern, völlig klar mit sich selbst. Wo die Straßenbahn ausbiegt vor dem Justizpalast, sprang er von dem noch fahrenden Wagen ab und betrat mit der Sicherheit eines Anwalts das Gebäude, in das andere mit gebeugten Schultern gingen. Er fragte nach dem Untersuchungsrichter, der für seinen Landgerichtsbezirk zuständig war, und

als man ihm bedeutete, daß vor halb elf nicht mit dessen Kommen zu rechnen sei, setzte sich Leibelst geduldig auf die Wartebank und sah blicklos den vielen Menschen zu, die hier ewig geschäftig über die Gänge huschten. Als man ihn endlich — es war schon nach Mittag — in das Zimmer des Untersuchungsrichters bat, legte er wortlos die Zeitung aufgeschlagen auf den Tisch, wo die Anzeige von Johannsens Tod stand, und erklärte mit aller Sachlichkeit, daß er den Herrn Generalstaatsanwalt getötet habe.

„Machen Sie sich nicht lächerlich!“ schnaubte ihn der Untersuchungsrichter an. „Wir kennen den Fall Johannsen wahrlich gut genug, Johannsen war krank und ist seinem Leiden erlegen, wie es leider seit Wochen zu befürchten war.“

„Nein, Herr Landgerichtsrat! Ich, ich habe ihn — ermordet!“

Und in ganz geschlossener Darstellung gab er ein Bild seiner Absichten, die in ihm schon so lange bestanden hätten, und brach schließlich alles ab mit der Behauptung, die er zu Beginn der Unterhaltung schon vorgebracht hatte. Irgend etwas an der sicheren Behauptung schien sein Vorbringen glaubhaft zu machen, obgleich er Art und Umstände der Tat verschwieg. Der Mann ihm gegenüber wurde unsicher, er sprach durch das Telephon mit einem anderen Herrn, nach einer Weile erschien der Staatsanwalt im Zimmer und überrannte den stammelnden Leibelst hin und her mit verwirrenden Fragen, während nebenan schon wieder das Telephon arbeitete, um von den behandelnden Ärzten, von der Frau, von allen, die bis zuletzt um Johannsen sich angenommen hatten, erschöpfende Auskünfte einzuholen, die gegenüber dieser Selbstanschuldigung eines Irren ein Bild des wirklichen Krankheitsverlaufes bis zum Ende gaben.

Dieser Herr — wie heißen Sie eigentlich? — dieser Herr Leibelst war ein Narr.

Es erschien bewiesen, daß Johannsen mit ihm befreundet gewesen war, es wurde durch die Frau bestätigt, daß Leibelst dem Herrn Generalstaatsanwalt zuweilen Altertümer aus bäuerlichem Besitz vermittelt hatte, aber es war nach den ärztlichen Feststellungen einwandfrei erwiesen, daß in einem Abschnitt scheinbarer Besserung eine Embolie den ziemlich unvermittelt eintretenden Tod des Herrn Johannsen bewirkt hatte.

Als man mit jener bestimmten Milde, die Irren gegenüber am Platz ist, den Mann aus Auriabrunn zur Türe hinauschoß, wehrte Leibelst sich mit aller Kraft und zog einen Klumpen Wachs aus der Tasche und gab nun, verwirrender als alles bisher Vorgebrachte, eine ungeheuerliche Schilderung dessen, was er gewollt und versucht und am Ende gegen seinen eigenen Willen getan hatte.

Aber nur ein trockenes Lachen gab ihm Antwort, und im Gang tauchten ein paar Helme auf. Schwere Hände faßten ihn und zwangen ihn zum Schweigen, damit es in dem Haus mit den tausend Zimmern keine unnötige Unruhe gab, wenn ein Mann auf solche Weise an die kühle, ernüchternde Luft geführt wurde.

Niemand also wollte glauben, daß er bewußt und absichtlich den Freund getötet hatte.

Das Lachen dieser Ungläubigkeit verfolgte ihn auf jedem Weg, wohin er auch irrte, und langsam, immer klarer fraß sich das Verstehen in seine Gedanken,



daß kein Mensch an seine That glaubte und damit nicht an seine Macht, mit der er vor sich selbst und vor anderen geprahlt hatte.

Vier Tage später kam er heim nach Aunisbrunn. Die Menschen, die ihm begegneten, wunderten sich zuerst darüber, daß er keinem Gruß eine Antwort bot. Dann schauten sie ihm ins Gesicht, aus dem alles weggelöscht war, was ehemals als Zug von Gutmütigkeit, von Schläue, von grüblerischem Wissen darin abgezeichnet gewesen war. Immer noch stand inmitten der Altertümerstube die barocke Kerze, verziert von unten bis zu jener Stelle, die mit dem Messer zurechtgeschnitten war, aber Leibelst beachtete die Kerze und den Leuchter nicht, obgleich sie mitten im Weg standen und jedem Tun hinderlich waren. Einmal nach Tagen schien die Kerze den Mann zu stören. Da nahm er die lange Packliste aus der Ecke und hüllte die Kerze wieder, wie früher so oft, mit Sorgfalt in die vielen weichen Papierteile, ehe er sie zurücklegte in das gleichgültige Behältniß.

Mechanisch gab er die Waren hin, die seine Kunden verlangten, sorgfältig schrieb er seine Bücher Seite um Seite voll, und wenn die Leute ihn so beobachteten, dann sagten sie sich Mund am Ohr gegenseitig ein Wort hoher Anerkennung für den Mann, den der Tod seines Freundes so zutiefst erschüttert hatte, daß ein völlig anderer Mensch aus ihm geworden war nach dieser Zeit.

Das andere konnten sie ja nicht wissen.

Frau Gommer, die es von ihm selbst wußte, verstand es nicht.

Und er selbst konnte es ihnen nicht wieder und wieder sagen.

Ein einziges Mal in seinem Leben, das ohne Größe und Bedeutung verlief, war er mächtiger gewesen als sie alle, und obgleich er seinen besten Freund opferte, als er die Macht erprobte, blieb von allem nur ein Lächeln verzeihenden Mitleids übrig, weil die Menschen — wie er glaubte — es nicht dulden wollten, daß er größer und mächtiger war als sie alle und mit einem Lächeln des Hohnes aufwiegen mußten, was ein anderer wider Recht ihnen an Macht voraus hatte.

# Generalunordnung

## Kleine Chronik der Weltpolitik seit Juli 1937

Weltpolitik: das ist heute, wie wenn in einem großen, durch Einsturz halb zerstörten Zimmer immer viele Menschen zusammen haufen müßten; in allen Ecken ist Unordnung, einer stolpert über die Töpfe des andern, keiner ist bereit, einen Winkel aufzugeben, auf daß ein gemeinsamer Schrank aufgerichtet werde, alle leiden unter der wachsenden Unordnung, aber jeder hält sein persönliches Ordnungssystem für das allein durchzuführende. Die Westmächte glauben an die allein seligmachende Ordnungskraft der Kollektividee, die autoritären Staaten wollen zweiseitig der Reihe nach aufräumen, die Sowjets würden am liebsten überall auf ihre Weise Hand anlegen, und die Amerikaner drücken sich in eine Ecke, um ja nicht in das gemeinsame Gegeneinanderhandeln einbezogen zu werden. Die verschiedenen Unordnungen der Welt aber haben die Neigung, einander entgegenzuwachsen zu einer alles überwuchernden Generalunordnung.

Noch nie ist die Tendenz so klargeworden wie in der zweiten Hälfte des Jahres 1937. Die verschiedenen „Komplexe“ haben sich zu einem System kommunizierender Röhren zusammengeschlossen, die einzeln kaum mehr zu behandeln sind. Da ist der Spanienkonflikt. Er spielt sich auf vielen Schauplätzen ab: in London, im Mittelmeer, in Rhon und Genf, zwischen London und Rom, London und Franco und schließlich ja auch im Bürgerkrieg auf spanischer Erde. Der Juli sieht eine weitere Auflösung der Institution „Nichteinmischung“, Rom und Berlin wollen einer einseitigen Seekontrolle Englands und Frankreichs nicht zustimmen, Portugal zieht die ausländischen Beobachter zurück, Frankreich droht mit dem gleichen an der Pyrenäengrenze. Italien wünscht die Zuerkennung der Rechte Kriegführender für Franco, die Sowjets toben dagegen. Eden segelt nach Deauville, um einen Vermittlungsvorschlag auszuheden, der alle gewinnen, alle befriedigen soll; daher die verzwickte Kuppelung der Freiwilligenzurückziehung mit der Zuerkennung der Rechte Kriegführender. Es

kommt zum unvermeidlichen toten Punkt im Nichteinmischungsausschuß, Fragebogen werden ausgearbeitet und wieder verworfen, nochmals sollen die Regierungen sich äußern. Die Sowjets lehnen ab, und nach dreistündiger vergeblicher Sitzung am 30. Juli wird der Ausschuß auf unbestimmte Zeit vertagt.

Inzwischen haben sich die unfreundlichen Beziehungen zwischen Rom und London gebessert. Am 8. Juli, am Tage, an dem die englische Regierung den Bericht der Palästina-Kommission veröffentlicht und dem darin enthaltenen Teilungsplan ihre Zustimmung gibt, schickt Mussolini eine persönliche Botschaft an Eden: Italien wird eine Verschärfung der Situation in Palästina verhindern. Eden antwortet mit einer freundlichen Abgrenzung der italienischen Interessen im Mittelmeer und sagt den Italienern: „Das Wort ‚vendetta‘ ist im englischen Wortschatz nicht enthalten.“ Das war am 19. Juli. Am 28. Juli eine Unterhaltung Chamberlain—Grandi, dann ein persönlicher Brief Chamberlains an Mussolini, darauf die Antwort des Duce, am 3. August eine freundschaftliche Erklärung Cianos. Und da auch die „Achse“ Paris—London berücksichtigt werden muß, macht Cerrutti am 8. August einen Besuch beim französischen Ministerpräsidenten.

So schiene alles in schönster Ordnung, wenn nicht an anderen Punkten neue Unordnung eingerissen wäre. Der Spanienkonflikt ist nach dem Scheitern in London in die Phase der „Piraterie“ eingetreten. Friedliche Handelsschiffe, Schiffe mit internationalen Kontrollbeamten an Bord und schließlich auch Schiffe mit Lieferungen für Valencia werden von unbekannten U-Booten, von unbekannten Fliegern angegriffen, beschädigt, manchmal versenkt. Jede Partei beschuldigt die andere. Die Erregung steigt, die Admiralitäten in London und Paris geben scharfe Anweisungen auf sofortigen Gegenangriff, der U-Boot-Spuk beginnt nun auch im Ostmittelmeer, und die Türkei fühlt sich unbehaglich

unter dem feindseligen Wind zwischen Rom und Moskau.

Zur Mittelmeerreizbarkeit taucht zwischen England und Italien noch der Schatten des Abessinienkonflikts auf. Schwer kontrollierbare Berichte über wachsende Schwierigkeiten der Italiener im eroberten Land erscheinen in der englischen Presse, jede italienische Verlustliste wird genau diskutiert. Es gibt Kreise in London, die glauben, Italien könne nur mit Zustimmung Englands ganz Herr der Lage in Abessinien werden. Und die Italiener ihrerseits beklagen sich öffentlich darüber, daß englische Flieger aus Kenya durch Abwerfen von Flugblättern abessinische Häuptlinge und Stämme zur Flucht aufstacheln. Das dritte störende Ereignis in den englisch-italienischen Beziehungen ist die Einnahme Santanders. Am 27. August werden Mussolinis Glückwunschworte an Franco veröffentlicht: „Ich bin besonders stolz darauf, daß die italienischen Legionäre in zehntägigem hartem Kampf zu dem herrlichen Sieg von Santander beigetragen haben.“ Gleichzeitig ehrt die italienische Presse die Namen der Generäle, die vor Santander Italiens Legionen führten. — Es ist wohl mehr als ein Zufall, wenn zwei Tage später in London bekannt wird: Sir Eric Drummond, jetzt Lord Perth, kehrt aus Familiengründen noch nicht nach Rom zurück. Das bedeutet: die geplante Fühlungnahme wird aufgeschoben.

Mit dem Mussolini-Telegramm zu Santander beginnt auch ein neues Spanienkapitel. Die Franzosen, mit ihrer Eigenheit, die Augen zuzudrücken, bis Vorgänge juristisch und aktenmäßig belegt sind, regen sich über Mussolinis offene Anerkennung der italienischen „Einnischung“ in Spanien mehr auf als über alle Schiffsversenkungen. Corbin schlägt im Foreign Office eine Mittelmeerkonferenz vor. Der Boden ist gut bereitet. Die „Piracy“-Empörung blüht, das Gerücht über einen bevorstehenden Besuch des Duce in Deutschland hat nicht besänftigend gewirkt, am 1. September wird das englische Kriegsschiff „Havoc“ angeschossen. Am 2. September findet, trotz der Sommerferien, ein Ministerrat statt: England erklärt sich zur Mittelmeerkonferenz bereit. Wenige Tage genügen zur Vorbereitung. Am 6. September gehen die Einladungen ab. Am

selben Tag überreicht der sowjetrussische Botschafter in Rom eine scharfe Note, in der Italien für die Versenkung zweier russischer Schiffe im Ostmittelmeer verantwortlich gemacht wird. Damit ist die Teilnahme Italiens an der Konferenz ausgeschlossen. Das Reich und Italien lehnen ab. Frankreich und England bedauern.

Während sich in Genf die Delegierten des Völkerbunds versammeln, während das Deutsche Reich am Nürnberger Parteitag seine Stellung zu den Weltproblemen kundtut, währenddem treiben Eden und Delbos in Nyon Arbeiten voran. Am 10. September die Eröffnung, zwei Tage später schon die erste Abmachung von Nyon: England und Frankreich werden im Westmittelmeer allein die Patrouillen gegen die „Piraten“ übernehmen und im Ostmittelmeer von den Anliegestaaten unterstützt. Das Tyrchenische Meer bleibt „offen“ — man hofft noch Italien zu gewinnen. Schon der 18. September sieht das zweite — in Genf erzielte — Nyoner Abkommen über den Schutz der Mittelmeerschifffahrt gegen Lustangriffe. Italien läßt sich dazu bewegen, in die Abhaltung von Marinebesprechungen in Paris einzuwilligen, zur nachträglichen Beteiligung in Nyon. Einen Tag später, unmittelbar vor dem Besuch Mussolinis in Berlin, hat der fast vergessene italienische Vertreter beim Völkerbund, Bova-Scoppa, zwei lange Unterredungen mit Delbos, über alle „unbereinigten“ Fragen, sogar über die Rückkehr Italiens in den Völkerbund. Obwohl die Aussprache nach einem neuerlichen Telefongespräch mit Rom ebenso abrupt aufhört, wie sie begonnen hat, sehen Paris und London, geschwellt noch von ihrem Erfolg in Nyon, ein erstes Zeichen italienischer Nachgiebigkeit und fühlen sich ermuntert, in Rom Dreierverhandlungen vorzuschlagen. Die Einladung trifft ein, nachdem der Duce schon nach München abgefahren ist zu der groß organisierten Rundgebung deutsch-italienischer Solidarität, die der Welt zeigen soll, daß der Friede Europas nur auf vier Säulen ruhen kann, nicht auf drei oder fünf.

Schon vor der Abreise Mussolinis entsteht ein großes Rätselraten: welche Themen werden in München und Berlin besprochen? Kein offizielles Schlusscommuniqué befriedigt die Neugierde. Die Westpaktfrage,



die England wieder aufgeworfen hatte, gilt vorläufig als unlösbar. Aber Deutschland leistet für seinen Teil einen Beitrag: am 13. Oktober wird die deutsche Erklärung zur Unverletzlichkeit Belgiens veröffentlicht. Den Franzosen bleibt es überlassen, sich den Kopf zu zerbrechen, wie weit nun Belgien noch durch den Artikel XVI des Völkerbündpakttes gebunden ist, und in welchem Maß sich die strategische Position des Reiches besserte.

Der Tschechoslowakei aber bleibt es vorbehalten an Hand eines Waffenlieferungsvertrags mit China und eines Waffenlieferungskonflikts mit Portugal einen vielleicht nur fiktiven Zusammenhang zwischen der Unordnung in Spanien und der Unordnung in Ostasien vorzustellen. Denn in Ostasien ist Krieg. Wie dieser Krieg ausbrach, ist halb vergessen, halb unbekannt. Die Japaner glaubten jedenfalls an der ungewohnt schnellen Nachgiebigkeit Moskaus bei einem Konflikt um die Amurinseln eine neue diplomatisch-militärische Schwäche der Sowjets zu erkennen. Schigemitsu hat Linwinow hereingelegt, so berichtet am 7. Juli der Times-Korrespondent aus Tokio. Am 8. Juli wird über Peking der Kriegszustand verhängt: japanische Truppen hatten Übungen abgehalten, chinesische Truppen hatten dies für Ernst genommen und geschossen, darüber kam es zu Gefechten. Aus Tokio wird schon drei Tage später gemeldet: der Krieg sei unvermeidlich. Niemand glaubt es. Verhandlungen gehen hin und her, in Nordchina und in Nanjing. Die Gefechte gehen weiter. Peking wird von den chinesischen Truppen geräumt, Innerchina von allen japanischen Einwohnern. Die „Mächte“ fühlen sich erst wirklich betroffen, nachdem am 12. August, auf einen Offiziersmord hin 15 japanische Kriegsschiffe in Schanghai ankommen, nachdem der Kampf um Schanghai beginnt. Kaufhäuser fliegen in die Luft, Hunderte von Menschen kommen um, zweimal werden amerikanische Kriegsschiffe von chinesischen Bomben getroffen. Ein erster Höhepunkt der Erregung, mindestens für England, ist der 26. August: der englische Botschafter Sir Knatchbull-Hugessen wird in seinem Auto von japanischen Fliegern schwer verwundet. Und: Japan verhängt eine Blockade über chinesische Häfen. Scharfe Noten wechseln ab mit Vermitt-

lungsvorschlägen; immer versucht England „gemeinsam“ mit den USA. vorzugehen, immer betont Washington, daß es unabhängig handle. Volkstottversammlungen in allen britischen Ländern. Nichtangriffspakt zwischen China und Rußland. Nun ist schon ein europäischer Staat in den Konflikt einbezogen. Dann kommt noch die Frage vor den Völkerbund mit dem Ergebnis einer Konferenz in Brüssel, die losgelöst von Genf, auf Grund des Neunmächtepaktts tagen soll.

Alles hängt jetzt von der Stellungnahme der Vereinigten Staaten ab. Dort herrscht keine Einigkeit. Ein Teil der Pazifisten schreit nach Anwendung der „Neutralitätsakte“, ein Teil entrüstet sich über Japan. Wochenlang ist weder aus Roosevelt noch aus Hull ein Wort herauszuquetschen. Mitte September erklärt die Regierung für Regierungsschiffe ein Verbot, Waffen an eine der beiden Parteien zu liefern. Das gilt als erster Schritt zur Neutralitätsakte. Es trifft China schwerer als Japan. Der chinesische Botschafter macht Gegenvorstellungen. Und die Japaner bombardieren die „offene“ Stadt Nanjing. — „Greuel“ haben noch immer in Amerika gewirkt. Es folgt ein scharfer Protest in Tokio. Es folgt die große Roosevelt-Rede vom 5. Oktober. Sie wirkt in Europa wie einst die moralpolitischen Erklärungen Wilsons. „Die friedensliebenden Nationen müssen gemeinsame Anstrengungen machen... Der Krieg ist eine ansteckende Krankheit... Amerika haßt den Krieg, Amerika hofft auf den Frieden. Deshalb beteiligt sich Amerika aktiv an der Suche nach dem Frieden.“ Frankreich jubelt: die Vertragsbrüchigen sollen bestraft werden! England ist tief befriedigt: Amerika tritt aus der Isolierung heraus. Die Befriedigung wächst, als am nächsten Tag das State Department offiziell erklärt: Japans Verhalten sei unvereinbar mit dem Neunmächtepakt und dem Kelloggypakt. In dieser Begeisterung ein paar warnende Sätze der „Times“: „Tagein und tagaus predigen gerade diejenigen unter uns, die zu den eifrigsten Befennern des Friedens zählen, immer noch die Anwendung von Gewalt bis zum letzten. Selbst erfolgreiche Gewalt muß aber negativ bleiben. Ein unterdrückter und verbotener Angreifer hört nicht auf, eine Gefahr für den Frieden

zu sein, denn, wer gegen seinen Willen überzeugt wurde, behält doch immer seine alte Überzeugung.“

Solche abgeklärte Weisheit fehlt den „Times“ zwei Tage später im Hinblick auf Italien. England und Frankreich drängen auf Antwort wegen der Dreierverhandlungen. Italien lehnt ab. Frankreich sorgt sich um das Schicksal der Balearen. Die Spannung zwischen Rom und London ist wieder siedeheiß. Die italienische Presse zieht über die englischen „Greuel“ in Palästina her.

Die Solidarität der Achse Rom – Berlin erweist sich wie nie zuvor: gemeinsam sprengen das Reich und Italien im Nichteinmischungsausschuß den Ring, der ihnen die Verantwortung für ein Scheitern auferlegen soll; der Sowjetdelegierte findet sich isoliert und willigt schließlich sogar in die Zuerkennung der Kriegsrechte ein. Mussolini macht am Jahrestag der faschistischen Revolution Hitlers Kolonialforderung zu seiner eigenen. Ribbentrop weist zweimal, während wichtiger Nichteinmischungssitzungen, in Rom. Das zweite Mal wird die Achse zum Dreieck erweitert: Italien tritt dem deutsch-japanischen Antikominternpakt bei. Alle Welt sieht in diesem Entschluß einen Wendepunkt. Der römische „Temps“ Korrespondent erklärt: nun endlich hat Rom seine Versuche, mit London zu einer Einigung zu kommen, aufgegeben. Englische Zeitungen entdecken in dem Pakt ebensoviel „Anti-Demokratie“ wie „Anti-Komintern“. Roosevelt ist wieder zurückhaltend geworden, die Rede von Chicago

war wohl vor allem ein Versuchsballon zur Erkundung der amerikanischen Stimmung. Seinen Niederschlag findet all dieses in der „Enttäuschung“ von Brüssel. Zwei ablehnende Antworten Japans, die zur Vertagung führen, wie auch die plötzliche Abreise Litwinows sind nur äußere Zeichen. Dahinter steht das Ringen um die Unordnungen der Welt. Frankreich, das so wenig japanfeindliche, wünscht für seine Beteiligung die Mitarbeit Amerikas in Europa. Hat nicht Roosevelt versprochen, die Aggressiven zu bekämpfen? Und Norman Davis, der Vertreter Roosevelts, ist enttäuscht über die Laune Englands und Frankreichs – es ist genau wie vor fünf Jahren, als es um Mandschukuo ging.

Nur Chamberlain läßt sich nicht enttäuschen. Eine große Guildhallrede scheint einen neuen Anknüpfungspunkt mit Italien zu geben, wenn auch alles von Beweisen „guten Willens“ in Spanien abhängig gemacht werden soll. Und Lord Halifax begibt sich auf eine „Erkundungsreise“ nach Berlin. So sind zwar die Unordnungen der Welt verfilzt wie kaum je zuvor, aber ein neuer Versuch ist gemacht, ihnen ins Auge zu sehen. Eine neue Enttäuschung kann daraus kaum entstehen; denn es war kein Programm aufgestellt, das erfüllt werden mußte. Und so mag in Zukunft die Tatsache, daß ein britisches Kabinettsmitglied neuerdings in vertraulicher Aussprache über die Ziele der deutschen Politik Aufschluß erhielt, im Unwägbaren, das in der hohen Politik so schwer wiegt, seinen günstigen Einfluß haben.

Margret Boveri.

# Literarische Rundschau

## Nationalsozialistische Wirtschaftspolitik

Mit jeder Revolution, wie sie aus der übergroß gewordenen Spannung zwischen der sozialen Gliederung eines Volkes und dem politischen Aufbau seines Staates zu entspringen pflegt, ist naturnotwendig das Bemühen verbunden, dem neu erstrebten Ausgleich auch in revolutionär beschleunigtem Tempo den wirtschaftlichen Untergrund anzupassen, in Gesetzgebung und Verwaltung wie im tatsächlichen Gestalten des Wirtschaftslebens die neuen Zielgedanken zu wirksamem Ausdruck zu bringen. Es kann auch angesichts der Neuheit des Willens und des Tempos nicht ausbleiben, daß mancher Schritt bewußt oder nur tatsächlich eine provisorische Maßnahme darstellt und dann wiederum rasch revidiert, besser auf das Ziel hin zurechtgerückt oder schärfer ausgeprägt werden muß. Alles mit der Wirkung, daß der einzelne nur allzu leicht die Übersicht über die Zusammenhänge verliert, sein Urteil und seine ganze Stimmung auf falschen Voraussetzungen aufbaut, in seinem Handeln unsicher wird und fehlgreift. Ein starkes Bedürfnis, in verhältnismäßig kurzen Zwischenräumen durch zusammenfassende Darlegungen über Inhalt und Ziel der mannigfachen Maßnahmen und über deren Beziehung zu dem Gesamtwillen unterrichtet zu werden, macht sich daher für die Wirtschaftspolitik um so mehr geltend, als ja jedes Glied der Volksgemeinschaft irgendwie in das Wirtschaftsleben eingepaßt ist und stets von einer ganzen Anzahl jener Maßnahmen unmittelbar berührt wird.

Solches Bedürfnis zu befriedigen ist die Aufgabe, die sich das Jahrbuch der nationalsozialistischen Wirtschaft jetzt schon zum zweiten Male stellt (München, Zentralverlag der NSDAP. Frz. Eher Nachf., 1937; XII u. 643 Seiten; gebunden RM 11,80) und wiederum in bester Form auch löst. Herausgeber ist der Reichsgruppenwaller der Gruppe Wirtschaftsrechtler im Nationalsozialistischen

Rechtswahrerbund, Dr. Otto Mönckmeier; von ihm stammt der grundsätzlich gehaltene Einführungsaufsatz „Wirtschaftsrecht und Wirtschaftsgestaltung“. Ihm schließt sich der stellvertretende Reichsgruppenwaller Dr. Hans Bunert mit einem Artikel „Gemeinschaftsgeist in der Wirtschaft“ an. Dann werden je mit mehreren Sonderdarlegungen behandelt: die Arbeit, die Ordnung des deutschen Raumes, Deutschlands Finanzwirtschaft, Geld-, Bank- und Börsenwesen, Land- und Forstwirtschaft, die gewerbliche Wirtschaft, Deutschlands Außenwirtschaft, deutsche Verkehrswirtschaft. Alle sollen sie (nach den Worten des Vorworts) „das lebendige, pulsierende Wirtschaftsleben, wie es in der Wirklichkeit ist, aufzeigen“. Es geht nicht um „Mutmaßungen über die Entwicklung der kommenden Jahre“, sondern um eine „möglichst klare Durchleuchtung der wirtschaftlichen Entwicklung in den vergangenen vier Jahren“, um eine Darstellung der „geistigen und materiellen Kräfte der nationalen Wirtschaft Deutschlands“. Demgemäß sind als Bearbeiter der einzelnen Aufsätze durchgehends Männer ausgewählt worden, die mitten im gestaltenden Wirtschaftsleben stehen — so Präsident Syrup von der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung; die Staatssekretäre Backe (Landwirtschaft), Posse (Außenwirtschaft) und Kleinmann (Verkehr); eine größere Anzahl von Ministerialräten, Amtsleitern der NSDAP. und Geschäftsführern wirtschaftlicher Reichsgruppen; auch sonstige Fachkenner, die über die Tatsachen der Entwicklung Wesentliches auszusagen haben. Sachlich ist entsprechend auch — bei aller Wärme, mit der sich die Verfasser zu den Zielen bekennen — der Ton der Berichte. Von besonderem Werte ist der zweite Teil des Jahrbuches. Er enthält zum ersten Male eine vollständige, gutgegliederte Zusammenfassung des deutschen Wirtschaftsrechtes, wie es seit der Machtübernahme des Nationalsozialismus bis zum 30. Januar 1937 aus „unzähligen Gesetzen, Verordnungen, Anordnungen“ erwachsen ist. Die



einzelnen Maßnahmen werden in kurzer Inhaltsangabe und dadurch übersichtlicher wiedergegeben, als es bei wörtlicher Anführung möglich wäre. Da stets die Quellen angegeben sind, so ist auch der Weg zu eindringendem Studium geöffnet. Hier ist eine enorme Arbeit geleistet worden, auf deren Bedeutung der Herausgeber mit berechtigtem Stolz hinweisen darf.

Wer immer mit wirtschaftlichen und sozialen Fragen sich beschäftigt, kann an dem „Jahrbuch“ nicht vorübergehen und wird ebenso zu einer ersten Orientierung wie zu näherem Eingehen nach ihm greifen.

K. Wiedenfeld.

## Von Sommer, Herbst, Tieren und Menschen

### I.

#### Echo des Sommers:

Von seltsamen, des Merks würdigen Geschehnissen einer sommerlichen Fahrt nach Ostpreußen, die für einen Kreis junger Menschen zum entscheidenden Erlebnis wurde und abgelebtes Leben vollends zum Verstummten brachte, erzählt frisch, klug und mit mancher Nachdenklichkeit Klaus Jędzek in seinem Roman aus dem Sommer „Kurische Reise“ (Breslau, W. G. Korn. 208 S.). Vor der klaren, sauberen, gefestigten Menschlichkeit einer jungen Schauspielerin lösen sich in der maßlosen Landschaft der Kurischen Nehrung, deren unablässig rieselnden Sand und ewig wehenden Wind nur unerschrockene Herzen ertragen, die schweren Verwirrungen, die einige Männer unguten, unentschiedenen Herzens machten und die etliches Unheil anrichteten.

Einen rechten Reiseverführer, „Ein Paar Stiefel laufen zum Himmel“ (München, Kösel-Pustet. 238 S.) schrieb Peter Verwoort, der sich auf einer langen Fußreise durch Skandinavien, mit einer Pilgerfahrt zum Lande der Andersen, Hamsum, Lagerlöf und Undset, seinen Knabenhimmel erwanderte. Sein beglückendes Buch, voll Lob, Andacht und Besinnung, voll mancherlei Erquickung und Beförderung, zählt für den Betrachter künftighin zu den treuen Gefährten.

„Lob des Lebens“ von Albrecht Goes (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt,

171 S.) dankt in nachdenklichen, augenöffnenden Betrachtungen, fein und von schönem Wohlklang erfüllt, für die Geschenke des Lebens, für die Offenbarungen unserer großen Begegnungen: Landschaft, Gestirn, Blume, Getier, Mensch und Sterben.

Ein Buch des großen Sommers und ein Buch schöner Erfüllung ist auch trotz seines gestrengen, ein wenig verbissenen Ernstes der nachhaltig erzählte Roman „Drei Menschen und ein Hof“ von Kurt Herwarth Ball (Leipzig, R. Voigtländer. 305 S.) Auf einem Bauernhof lebt ein alternder, vereinsamter Mann, der nach seinen bitteren Erlebnissen sich zwar nicht ohne Grund, aber letztlich doch mit harter Rechthaberei von allem Menschenwesen abkehrte. Sein herrischer Wille eifert gnadenlos gegen Menschlichkeiten, und so geschieht es ihm immer wieder, daß er, von seinem Gesinde verlassen, vor den Äckern steht und um alle Frucht seiner schweren Arbeit zu kommen droht. Da finden zwei junge Menschen, ein stadtschlüchtiges Büromädchen und ein Bauernsohn ohne Erbe, helfend zu ihm. Vor dem Mädchen gehen dem alternden Manne bald die Augen über, und männlichere Wünsche machen seine Hände unruhig nach später Erfüllung. Nach neuer Bitternis muß er begreifen, daß ihm nur noch der Anblick des Lebens, nicht aber das Leben selber zugehört. Das Leben aber triumphiert, da es größer ist als menschlicher Zorn.

Und Atem des Sommers, voll leiser Mahnung des nahenden Winters, ist auch in der Erzählung „Im Schatten der Strohmiete“ aus dem schmalen Büchlein „Im Schatten“ von Dorothea Hollag (Berlin, Hellmut Reichel. 79 S.). Hier und in „Krümmen Mensch“ ist dem unerschrockenen, liebenden Herzen mit nicht geringer Kunst der Erzählung, verhalten, gestreng und voll weher Beschwingtheit in einem, ein Mahnmal gesetzt.

#### Herbstliche Fülle,

ihre Trauer und schwere Süße, das große Veratmen des Lebens ist in den Novellen Jean Giono's „Taube Blüten“ (Aus dem Französischen von Ruth und Walter Gerull-Kardas; Wien, Bermann-Fischer. 182 S.), darin die Stücke „Der verwundete Wald“ und „Der große Pan ist tot“,

zum Erlebnis eines unerhörten Naturgefühls werden — und sie ist in dem großen und starken Roman „Der ewige Wind“ (Wien, Hermann-Bischof, 228 S.), in dem Julius Vogel, ein Erzähler von einer überraschenden Bildnerkraft, das von Urgefühlen beherrschte Leben österreichischer Waldbauern mit höchster Wirklichkeitsstreue verdichtet, so daß die Nähe von soviel Menschlichem, sein heißer, gleichsam unfiltrierter Atem nicht ohne Beengung läßt.

### Leben mit Tieren:

Emil Witting, vormalig Forstmeister der Siebenbrunnwäldungen in Siebenbrunn, erzählt mit der sicheren Vertrautheit des fachlich Unterrichteten vom Leben eines Karpfenbäuers „Der Fächter“ (Potsdam, Rütten & Loening, 216 S. und 8 Bildtafeln). Diese Lebensbeschreibung eines Bäuers, erregend wie Fanfarenstoß, wie Ruf des Jagdhorns, wie unverhofftes Hören im herbstlichen Wald, die in zauberischen Bildern, in einer kräftig-würdigen, von Waldboden, von Muttererde genährten Sprache gefaßt, das Gesehene der in Wäldern lebenden Kreatur offenbart, weitet sich zur großen Dichtung vom Wald und seinem Schicksal.

Leiser, zärtlicher, französisch-anmutig und poetisch in einem würdigen Sinne läßt Georg Kendl in den Raubnächten das Getier aus Haus und Hof, Stall und Wiese, Wald und Feld zum Menschen sprechen: „Die Tiere in den sieben Nächten“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 258 S.). In den magischen Nächten unseres Winters, da mancherlei Zauber geschieht, geht der Dichter zu den Tieren, um hellhörigen, bereiten Herzens, „mit einer brennenden Liebe und mit dem festen Vorsatz, einer von jenen zu sein, die ein schweres Unrecht gutzumachen sich bemühen“, auf ihre Stimmen zu lauschen. Kendls Buch von Glück und Elend, Kümernis und Lust der Kreatur, die immer mit Bitternis gemengt ist, ein Buch zwischen Sage, Mär und Wirklichkeit, auf eine stille, innigleuchtende Weise dichterisch, rührt an die Geheimnisse allen Lebens, dessen Einheit in dieser Dichtung einmal wieder tröstliche Gewißheit geworden ist.

### Das Menschengesicht:

Die Verwirrungen des Herzens machen den Menschen in dem Roman des jungen Steyrer Erzählers Carl Hans Waginger „Spiel in St. Agathen“ (Jena, Dieberichs, 258 Seiten) zu schaffen. Drei Männer von einigem Gewicht, der Knecht Nikolaus, der Lehrer Kersten und Wilhelm, Wanderer, Dichter, Abenteurer des Gefühls, werden von dem Mädchen Anna, das ihnen Weg und Traum bannt, in Atem gehalten. Das schwere, ungebärdige Blut, sein gieriger Hunger, verstrickt das Leben des Mädchens und dieser Männer in das Dichtete unentschiedenen, verzehrenden Gefühls, das sie brennen macht, das ihnen Qual und Entrückung bereitet und den Lehrer unter dem erregenden Maskenspiel der Thomasnacht zu Tode schlägt. Das ist ungewöhnlich stark erzählt, unmittelbar, genau und mit dem kräftigen Geruch des wirklichen Lebens, und das ist schon dichterisch in Gültigkeit und Fülle. Der Mensch ist immer ein Wunder, ein Wunder in seiner Größe und Verlorenheit, ein Wunder noch in Mut und Schwäche, in Ratlosigkeit und Übermut; sein Weg ist ohne Gnade nicht denkbar, nicht ohne Gnade und nicht ohne Verwegenheit. In Wagingers Buch vom Menschen und vom Spiel, das sein Herz mit ihm treibt, erhebt dieses Wunder Mensch sein Haupt — und es scheint das Antlitz unseres Bruders zu sein, das uns anschaut.

Geschichten von der Narrheit und Selbstgefälligkeit des störrischen Herzens und wie es vom Leben immer wieder in die Eindeutigkeit der Dinge verwiesen, gleichsam wohlwollend, wenn auch oft nicht ohne Härte, nicht ohne Ironie, eines Besseren belehrt wird, erzählt auch mit freundlichem Humor, mit Nachdenklichkeit und Ermunterung Hjalmar Kugleb in „Das ewig närrische Herz“ (Berlin, Hellmuth Reichel, 234 Seiten). Ganz unvergleichlich ist in diesen fünf Erzählungen, die auch sonst manche Freude und einiges Lesegut bereiten, das Stück „Das veratene Herz“, die Geschichte einer frühen Mädchenliebe — zaghaft, bangend, ahnungsschwer wie Vorfrühlingswind — und der späten, verspäteten Erkenntnis einer Lehrerin, die sich in die unfrucht-

baren Gefilde verfälschter Geistigkeit verließ und ihr Herz verriet, es dreimal an den Ungeist verriet.

Geschichten aus Schwaben, humorige und weise Geschichten, ausgezeichnet gefaßt und oft anekdotisch gepikt, voll Schelmerei, Guttat und zuversichtlichem Lächeln sind in dem Büchlein „Unsterbliches Krähwinkel“ (München, Tukan-Verlag, 58 Seiten) von Alfred Otto Stölze zu einem netten Strauß aus dem Garten und Irrgarten des Menschlichen gebunden. „Was sagen Sie zu unserem Evchen?“ fragt Helene Haluschka („Evchen“, München, Kösel-Pustet, 163 Seiten mit 80 Zeichnungen von Rudolf Wirth) und stellt dem schmunzelnden Leser jenes junge Mädchen vor, das allen Zauber des noch unversehrten jungen Menschen, alle Grazie und Anmut für eine nachgeahmte Pseudomännlichkeit hingegeben hat und das nun mit betonter Lässigkeit, knäbisch, lärmend, das herzförmiggebogene, firschröt lackierte Schäbelchen an allem wegend, als habe es alle Fragen eines nun gottlob überlebten Zeitalters geistiger Schwerarbeit an den dünnen Sohlen seiner Pumps längst abgetreten, mit schlenkernden Hosenbeinen, mit der Terminologie aus der Sphäre von Automobileleganz, versnobtem Sport und des entseelten, keimfreien Umgangstons des Behaviorismus — mit dem Haarschnitt, der den annoch mit Sinn für Maß und Unmaß belasteten Männern an Stelle eines Geheimnisses bergenden Frauennackens zumeist den Anblick schlechtgefengter Gänse schenkt — durch die mager gewordenen Jagdgründe zieht — eine Knäbin, die der Mann mit der hier zulässigen Haltung „Hände in den Hosentaschen“ bekaugt und von der er sich belustigt, achselzuckend abkehrt. In geistreichen, mit Anmut vorgetragenen Gesprächen befreit Helene Haluschka dieses „Evchen“ von seinen Zwangsvorstellungen. Aus einem scherzend begonnenen Diskurs über Unart und Taktlosigkeit wird unversehens eine Anweisung zum wahren Leben, die ungewöhnlich klug, treffend und trotz aller geistigen Vornehmheit mit schöner, schwesterlicher Stimme unser verirrtet Mädchen zu den letztlich bedeutsamen Fragen der menschlichen Gemeinschaft führt.

## Nachkrieg

Margarete Kurlbaum-Siebert, „Der Richter“ (Braunschweig, Vieweg, 532 S.) erzählt die Geschichte einer Liebe, einer Ehe und eines Berufs. Die gestrenge und hohe Auffassung seines schweren Berufs, das durch eine lange Reihe von Juristen auf ihn vererbte empfindliche, unnachsichtige und vom Menschlichen nicht beirrbare Rechtsgefühl, sein Gefühl für Sauberkeit des Geistes, für Sauberkeit in allen Dingen bringen einen jungen Richter in schwere, mit unerbittlichem Ernst geführte Kämpfe, die ihn fast zerbrechen, die seine so verheißungsvoll begonnene Ehe zerstören und ihn aus aller Nähe des Menschlichen in Kühle und Vereinsamung entrücken. Unterrichtet und erfahren, vertraut mit den Verwirrungen des menschlichen Herzens, mit der Tragik des modernen Menschen, mit seinen Bindungen und Verflechtungen, gibt dieser große soziale Roman aus der Nachkriegszeit, eigenwillig, in einer mitunter irritierenden Eigenwilligkeit erzählt, manche Erlebnisse und Nachdenklichkeiten. Es geschieht aber wohl, daß der gewiß groß gesichtete Held des Buches, der mit tödlichem Ernst das Leben mit dem Willen zur heroischen Steigerung führt, unmerklich, im Erkennen überraschend, des Lesers Zuneigung verliert, die abwandert zu den Gegenspielern. Wir leben alle auf Gegenseitigkeit, und Nähe ohne Nachsicht wäre eine Folter.

(Schluß folgt.) E. K. Wiechmann.

## Politik und Gesellschaft

Die beiden Werke „Im Dienste Bismarcks“. Persönliche Erinnerungen von Arthur von Brauer (Berlin 1936, E. S. Mittler & Sohn. IX u. 438 S.) und „Sechzig Jahre Politik und Gesellschaft“. Von Bogdan Graf von Hutten-Czapski (Berlin 1936, E. S. Mittler & Sohn. 2 Bde. XIX u. 568, XIII u. 579 S.) sind fast gleichzeitig erschienen und behandeln die gleichen Epochen. Während aber für Brauer der Schwerpunkt seiner Darstellung im Zeitalter Bismarcks liegt, entwirft Czapski auf Grund seiner ausgedehnten Kenntnis der maßgebenden Persönlichkeiten und der vielfach vermittelnden Rolle, die ihm



selbst zufiel, ein lebendiges Bild des Zeitalters Wilhelms II. Brauer war es in schnellstem Aufstieg vergönnt, in den achtziger Jahren auf wichtigem Posten im Auswärtigen Amt (Orientreferat) in unmittelbarer Nähe Bismarcks und seiner Familie zu arbeiten und zu leben. Dann hat er nacheinander als badischer Gesandter, Außenminister und Großhofmeister in wesentlich kleineren Verhältnissen das Seine getan, um den durch persönliche Reibungen oft schwierigen Ausgleich zwischen den Interessen des Reichs und dem Einzelstaat herbeizuführen. Die Charakteristik der diplomatischen Gehilfen Bismarcks, wie Hagfeldt, Bucher, Holstein, mit dem Br. bis zu dessen Tode in freundschaftlichen Beziehungen stand, ist fesselnd geschrieben, ebenso seine Schilderung des gesellschaftlichen Lebens in Berlin und in Kairo, wo er als Generalkonsul 1888–90 fungierte. Für den Großherzog Friedrich I. von Baden muß er die unerfreuliche Rolle bestätigen, die dieser seit 1890 im Kampf gegen Bismarck gespielt hat, und er bringt neue charakteristische Einzelheiten. Der Großherzog, 1870 einer der treuesten Helfer Bismarcks im Kampf um die Reichsgründung, hat später aus Besorgnis vor Schädigung des monarchistischen Gedankens wesentlich zum Sturze Bismarcks beigetragen und Wilhelm II. in seiner Auffassung bestärkt, daß Bismarck, Moltke, Kronen die „Handlanger“ Wilhelms I., des eigentlichen Reichsgründers, gewesen seien. Br. hat demgegenüber bei aller Verehrung seines Landesfürsten die Wahrheit verfochten, wie er auch zu den wenigen Würdenträgern dieser Epoche gehörte, die Bismarck offen die Treue hielten. Czapski hat sich ebenfalls bei allen seinen Missionen trotz seiner polnischen Abstammung loyal mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Reichsinteressen bis in den Weltkrieg hinein eingesetzt und, zumal zu den Zeiten des Kanzlers Chlodwig Hohenlohe, neben dem Einblick auch Einfluß auf die Leitung des Reichs gehabt. Trotzdem erlangte er nicht den von ihm so heiß ersehnten Posten in der Reichskanzlei oder im Auswärtigen Amt. Das hat wohl nicht nur an seiner Eigenschaft als Pole gelegen. Schon der Eindruck, den seine

eigene Schilderung erweckt, ist nicht der, daß er einer Führerstellung und der mit ihr verbundenen harten Arbeit gewachsen gewesen wäre. Und entgegen seiner Darstellung haben auch Hohenlohe und Holstein Bedenken gehabt, ihm den seinen Wünschen entsprechenden hohen Posten zu geben. Die Stellung als Landrat, die ihm Holstein anzunehmen empfahl, lehnte er in der Besorgnis ab, daß er als Pole auf solchem Posten bald in innern Konflikt geraten werde.

Im Weltkrieg wurde er zum Kurator der Universität Warschau ernannt. In dieser Stellung ist er dann offenbar in seiner Haltung sehr vorsichtig gewesen. Sonst hätten ihm die Warschauer Hochschulen zum 80. Geburtstag (1931) wohl kaum für seine frühere Tätigkeit die großen Ehren zuteil werden lassen, die er selbst schildert und durch eine Photographie veranschaulicht, die ihn im Kreise der polnischen Würdenträger zeigt.

Der Gesamteindruck der Persönlichkeit Czapskis, wie sie diese in flüssigem Stil geschriebenen Erinnerungen bieten, ist also vielleicht nicht der von ihm beabsichtigte. Aber wir erhalten ein ausgezeichnetes Spiegelbild der Zeit von 1890 bis 1918, in der das Reich einer festen Führung entbehrte. Sie gab diesem polnischen Grandseigneur immer wieder Gelegenheit, als mehr oder minder erwünschter Vermittler oder Ratgeber zu erscheinen, der selbst auf sich (Vd. II, S. 539) das Wort eines französischen katholischen Denkers anwendet: „Chaque homme a deux patries: la sienne et Rome!“ Hans Goldschmidt.

### Für den Weihnachtstisch

Zwischen das Bestreben der Schriftleitung, unseren Lesern Kenntnis zu geben von den wesentlichen Erscheinungen des deutschen Schrifttums und des ernsten deutschen Verlags in seiner Form, die sowohl dem Bedürfnis nach Unterrichtung des Lesers wie der Bedeutung der angezeigten Bücher gerecht wird, und seine Ausführung hat sich ein Verg von Büchern getürmt. Wir können deshalb nicht mit der Ausführlichkeit, wie wir es wünschten, auf die einzelnen Bücher hinweisen, und bitten unsere Leser, in der Ausführung der einzelnen Werke zu gleicher Zeit eine Empfehlung zu sehen.

## Jugendschriften

Für die Kleinsten liegen vier reizende Büchlein vor im Sebalbus-Verlag, Nürnberg, die mit hübschen und lustigen Bildern und netten Versen sicherlich willkommen sind: „Schule gehen“ von Margarete Seemann, mit Bildern von Else Wenz-Victor; „Die Spangenfahrt“ und „Osterhas hat Ferien“ von Anton Höfer, mit Bildern von Hans Lang, und „Doktor Qual“ von Josef Steck, mit Bildern von Hermann Blömer (jedes Bändchen RM 1,50).

Das unsterbliche Jugendbuch von Gustav Schwab „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums“ liegt in einer gut gedruckten Neuauflage vor (Berlin, Ullstein. RM 4,80. 37 Textzeichnungen und 8 Tafeln). Die schonfame Bearbeitung, die einige Längen beseitigte, einige Ergänzungen aus neuen Quellen vornahm und eine Einführung in den antiken Götterkreis bringt, ist von Theodor Wöhner. „Der gestiefelte Kater“ nach den Brüdern Grimm mit der guten Wiedergabe der Kupferstiche und des lithographischen Titelblattes von Otto Speckter nach der Ausgabe von 1843 (Mersburg, Otto Stollberg) ist im weitesten und besten Sinne ein Volksbuch, das in so hübscher Wiedergabe zu besitzen, Kindern wie Erwachsenen die gleiche Freude bedeuten wird. Die Franck'sche Verlagsanstalt (Stuttgart) zeigt auch in ihren diesjährigen Gaben an die Jugend ihre oft bewährte Sorgfalt in der Auswahl und eine große Reichhaltigkeit. Von dem Jahresbuch, das die Jugend, wenn sie es einmal in der Hand hat, ungern entbehrt, „Durch die weite Welt“, liegt der 15., sehr reich mit Bildern und Zeichnungen ausgestattete Band vor (RM 5,60). Dazu eine große mehrfarbige Schautafel und ein Preisausschreiben. Auch dieser Band bringt in unterhaltendster Form der Jugend die Natur, den Sport und die Technik nahe. — Korvettenkapitän Alfred Wolf „Ein Buch von der deutschen Kriegsmarine“ liegt in 2. Auflage vor. Reich illustriert gibt dieses Buch ein Gesamtbild von den Aufgaben und dem Leben unserer Kriegsmarine (RM 4,80). — Sehr hübsch ist das große Spielbuch von Ilse Obrig mit vielen Bildern „Kinder, wir spielen“,

das ebenfalls schon die zweite Auflage erlebte (RM 4,80). Ilse Obrig leitet die Kinderstunde des Rundfunks und gibt ihre Anregungen für Spiele im Freien und im Zimmer in einfacher und klarer Form. — Es folgt eine Fülle von Erzählungen: ein hübsches Reibuch für junge Mädchen von Irmgard Spangenberg „Zügel lang — Pferde loben“ (RM 4,80); ein Roman aus dem Berlin der Kriegszeit „Jungen in Berlin“ von Erich Wildberger (RM 4,80); eine lustige Wintergeschichte von Dorothea Hollak „Der Tausling von Waldrü“ (RM 3,80); eine von einer Schulklasse gemeinsam unter Leitung ihres Lehrers erdachte Erzählung aus dem mittelalterlichen Spanien „Pablo“ von Rudolf Steinmeyer (RM 1,85); eine spannende Erzählung aus Neu-Guineas Urwäldern von Heinz Waterboer „Hans Peters Kampf im Busch“ (RM 4,80); eine neue Erzählung von dem Indianer Wätscha-Kwonesin/Grau-Eule „Männer der Grenze“ (RM 6,—) und die Lebensgeschichte eines Polarfuchses von E. Thompson Seton „Katug“ (RM 2,80).

Auch für die Jugend geeignet ist die Erzählung von Otto Heuschele „Scharnhorsts letzte Fahrt“ (Stuttgart, Strecker & Schröder. RM 2,80), die auch jedem Erwachsenen viel zu geben hat. Sie schildert ergreifend Scharnhorsts Wirken im Frühling 1813 von der preussischen Erhebung bis zu seinem Tode in Prag.

Erwachsene wie die Jugend wird in gleicher Weise die lustige Versgeschichte von dem unverwundlichen Ur-Dackel „Schlupfer“ erfreuen, die Hayno Focke schrieb und Fritz Koch-Gotha mit entzückend lustigen Zeichnungen begleitet (Stuttgart, Engelhorn. 95 Seiten).

Sieben Geschichten für Kinder von 3 bis 5 Jahren in schönem klarem Druck mit feingezeichneten Abbildungen hat Albrecht Schaeffer unter dem Titel „Heile, Heile, Segen“ zusammengestellt, die dadurch ihren ganz besonderen Reiz gewinnen, daß in ihnen neben der dichterischen Kraft die große Liebe eines Vaters zu seinen eignen Kindern sich äußert (Potsdam, Rütten & Loening. 111 S.).

## Kalender

Von unseren beliebtesten Begleitern durch das Jahr können wir wiederum empfehlen den Kalender „Kultur und Natur 1938“ (Potsdam, Akademische Verlagsanstalt Athenaeon. RM 1,95), geschmückt mit einem farbigen Titelbilde nach einem Gemälde von Georg Ehnig, mit seinen 183 schönen Abbildungen aus Natur und Leben, seinen Essays, seiner Spruchweisheit, den Wetterregeln, den Gartenratschlägen und dem üblichen Preisausschreiben. — Besonders gelungen ist auch dies Jahr wieder „Blodigs Alpenkalender“ (München, Paul Müller. RM 2,90), der im 13. Jahrgang, herausgegeben von Karl Blodig unter Mitarbeit von Hans Scherzer und Hans Soepler, vorliegt. — Im 41. Jahrgang erscheint „Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1938“ mit dem farbigen Titelblatt nach einem Aquarell von Hans Friedrich „Alte Wasserkunst in Baugen“, der nach wie vor als einziger für jeden Tag ein Sonderblatt, an den Sonntagen ein buntes Blatt bringt (Leipzig, Bibliographisches Institut A.-G. RM 4,80). — Wer noch mehr will, greife zu dem hübschen „Zeitglöcklein 1938“, das in vierter Auflage erschienen ist (ebenda, RM 1,—) und bekanntlich einen Kalender bringt mit den reizvollen Bildern aus dem Breviarium Grimali, eingeleitet und erläutert von Heinrich Schreiber. — Auch der „Inselalmanach auf das Jahr 1938“ enthält ein Kalendarium neben seinen vielen und wertvollen Beiträgen in Prosa und Versen. Der „Goethe-Kalender auf das Jahr 1938“ (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. RM 3,50) bringt unter der bewährten Leitung des Frankfurter Goethe-Museums wiederum eine Fülle von wertvollen Aufsätzen erlesener Mitarbeiter und viele seltene Bildbeigaben nebst einem Kalendarium. — Immer willkommen bleibt gleichfalls der mecklenburgische „Voss- und Haas-Kalender“, der sein 75. Jubiläum im Jahre 1938 feiern kann (Bismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. RM 0,25).

## Biographien

Der Verfasser des Buches „Die Kaiserin Konstanze“, Henry Wenrath, hat jetzt

auch die Biographie der „Kaiserin Galla Placidia“ geschrieben (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 8,50). Sie war die Tochter des Kaisers Theodosius I., wurde von den Westgoten vier Jahre als Geisel auf ihren Zügen mitgeführt und heiratete dann den westgotischen König Athaulf und stellt in ihrer Person die größtmögliche Annäherung zwischen Römern und Germanentum dar. Ihr Grabmal in Ravenna, das sie sich selber in den Jahren 445–450 errichten ließ, ist von unvergleichlicher Schönheit und sagt über das Wesen dieser bedeutenden Frau sehr viel aus, die als eine der wenigen Angehörigen des römischen Volkes erkannt hatte, daß das Imperium ohne den Einsatz unverbrauchter germanischer Volkskraft nicht zu halten sei. Ihre Leistungen als Herrscherin in ununterbrochenen Kämpfen mit Vandalen und Hunnen sind groß; die Kraft zu ihrem Wirken fand sie in ihrem tiefen Christentum. Trotz der gewählten Form des Romans ist dieses Werk als Biographie anzusprechen, denn Wenrath vereint mit seiner Fähigkeit, eindringlich und lebendig Menschen hinzustellen, alle Voraussetzungen gründlicher historischer Forschung.

Einem Zeitgenossen des Prinzen Eugen, dessen Ruhm den Mitkämpfer verbunkelte, dem „Türkenlouis“ gilt das Buch von Otto Flake (Berlin, S. Fischer. 445 S., 2 Karten). Auch hier wie in seinen Romanen versteht es Flake, in der Schilderung eines Menschen eine ganze Zeit in ihrer Atmosphäre und ihrer Geistigkeit lebendig werden zu lassen. Der Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden hat in österreichischen Diensten einen voll gewichtigen Anteil an der Abwehr der türkischen Einfälle ins Reich gehabt. In ihm steckte eine Kraft, die in den Grenzen seines kleinen Fürstentums nicht zur Entfaltung gelangen konnte und ihn daher trieb, in dem größeren Wirkungsfeld als kaiserlicher Feldherr sie zu erproben. Er führte nach der Eroberung von Ofen und Belgrad den Oberbefehl und brach die Kraft der Türken. Die Sicherung Ungarns und Siebenbürgens sind sein Werk. Auch gegen Ludwig XIV. hat er sich auf dem Schlachtfeld bewährt. Er ist geschichtlich auch dadurch interessant, daß er ein stehendes



Reichsheer zu schaffen versuchte. Die Schilderung dieses deutschen Fürsten auf dem Hintergrunde der Zeit ist von hohem Rang.

Eine biographische und historische Meisterleistung ist Karl Brandis „Kaiser Karl V.“ (München, F. Bruckmann. 8 Bildtafeln und 2 Karten. RM 12,50). Eine neue Würdigung Kaiser Karls war schon lange fällig. Es ist ein Glück, daß die bewährte und kluge Hand des Göttinger Historikers die neue Biographie zu schreiben unternahm, denn neben der exakten Verwertung aller Quellen zeigt dieses Werk, daß Brandi die großen Vorzüge seiner frühen Arbeiten, den klaren, kultivierten, geistigen Stil auch hier in letzter Meisterschaft handhabt. Es ist interessant, daß auch Brandi in Form einer großen Erzählung die Ergebnisse seiner Studien festhält, so daß das aus letzter Erkenntnis geschöpfte Wissen in der lebendigsten Form an den Leser herangebracht wird. In drei große Bücher ist das Werk eingeteilt: Dynastie, Länder und Reiche; Jugendzeit des Kaisers; Behauptung der ererbten Macht; Jahre der Entwicklung; Der Kampf um Deutschland; Höhe des Lebens und Alter. Der bedeutenden, wenn auch in sich widerspruchsvollen Persönlichkeit dieses Spaniers auf dem deutschen Kaiserthron wird Brandi mit der großen psychologischen Kraft seiner Einfühlung ebenso gerecht wie dem Menschen mit seinem Spruch und Widerspruch.

Dem Propheten des neuen Italien, „Giuseppe Mazzini“, hat Dr. Richard Wichterich eine Biographie gewidmet (Berlin, Reil-Verlag. RM 5,80). Mazzinis Wirken und die Folgen seiner unermüdlich wiederholten Aufrufe zur Schaffung des neuen Italien zu verfolgen, heißt wertvolle Erkenntnisse der Möglichkeiten geistiger Vorbereitungen von Revolution und Umwälzung gewinnen.

Zu dem Buche von Herbert Zichy „Zum heiligsten Berg der Welt“ (Wien, Seidel & Sohn. RM 6,50) schrieb Sven Hedin ein Vorwort, in dem er die Reisebeschreibung des jungen österreichischen Gelehrten warm empfiehlt. Zichy ist mit einer beneidenswerten jugendlichen Unverzagtheit an die Aufgabe, die er sich selbst stellte, herangegangen und hat

mit sehr offenen Augen nicht nur seine wissenschaftliche Forschungsarbeit durchgeführt, sondern auch das Volk in Indien und im Himalaja erlebt. Der Kailas ist der heiligste Berg der Welt, eingebettet in eine Landschaft, die Sven Hedin die harmonischste der Welt genannt hat. Bilder von überwältigender Schönheit und Größe von diesem einzigartigen Punkte der Welt unterstützen neben vielen lebendigen Aufnahmen aus dem Volksleben die Schilderung der Fahrt, die der junge Österreicher zum großen Teil auf einem Motorrad unternommen hat.

Reinhold Schneiders „Kaiser Lothars Krone“ (Leipzig, Inselverlag) ist eine Meisterleistung historischer Monographie. Schneider kam es nicht darauf an, Ergebnisse historischer Forschung hier mitzuteilen, sondern er beschwört mit der ihm eignen visionären Kraft ein bisher nicht genügend beachtetes Kapitel deutscher Geschichte als Dienst an einer Persönlichkeit, deren nicht Geschichte gewordenen großes Streben an der Wirklichkeit zerbrach, trotzdem aber wegberaubend für künftige Entwicklungen wurde. Hier wird ein Unrecht gutgemacht, da die Nachwelt nach dem üblen Gebrauch menschlicher Unzulänglichkeit das Unglück und die Erfolglosigkeit reinen Strebens schwerer geahndet hat als zum Erfolg gediehenes Unrecht. Eine Zeitafel und ein Quellenverzeichnis sind diesem ausgezeichneten Buche beigegeben.

Eine große Biographie von „Ludwig I. von Bayern“ legt Egon Cesar Conte Corti vor (München, F. Bruckmann. 5 vierfarbige Tafeln, 64 Bildtafeln. RM 9,80). Hier erstet in voller Farbigkeit unter Benützung bisher unerschlossener Quellen das Bild dieses seltenen Fürsten, dessen Herz ebenso wie der Schönheit und den Frauen Deutschland gehörte. Ohne an schwierigen Dingen vorbeizugehen, wird der viel gewandte Verfasser der Persönlichkeit dieses wahrhaft deutschen Fürsten in seiner Größe, seiner bleibenden Bedeutung wie in seinen Menschlichkeiten gerecht.

Die Biographie von „Nelson“ des Engländer C. Wilkinson übertrug Th. Lücke ins Deutsche (Leipzig, W. Goldmann. RM 7,50). Bei aller Sachlichkeit sehr lebendig, bei aller Wärme und Herzlichkeit unsentimental füllt dieses wertvolle Buch

auch in der deutschen Literatur eine Lücke vollgültig aus.

Der Franzose Pierre Daye, der selber den Spuren des großen Kolonialpioniers in Afrika nachging, schrieb eine glänzende Biographie „Stanley“, die mit dem Untertitel „Die Eroberung von Zentralafrika“ in der deutschen Übertragung von Dr. van Bebber erschien (Leipzig, ebenda. 8 Bilder, 1 Karte. RM 7,50). Die zeitgenössische Karte, auf der weiteste Teile Afrikas die Bezeichnung *inexploré* tragen, setzt die große Leistung des Forschers, der zu gleicher Zeit ein tüchtiger Journalist war, in hellstes Licht. — Aus dem französischen Original übertrug Hans Rothe Auguste Baillys Lebenswürdigung Richeliens „Der Kardinal als Diktator“ (Leipzig, Paul List. RM 5,80). Man freut sich dieser klaren Darstellung des Lebens und Strebens eines der größten französischen Staatsmänner um so mehr, als der 2. Band der klassischen Biographie Richeliens von Burchardt noch aussteht.

Auf eine deutsche biographische Meisterleistung, die wir unseren Lesern angelegentlichst empfehlen, kommen wir in einem der nächsten Hefte zurück. Es ist Dr. Kurt Jagows neues Buch „Prinzgemahl Albert. Ein Leben am Throne“ auf Grund ganz neu erschlossener Quellen (Berlin, Karl Siegismund. 16 Kunstdrucktafeln, 1 Vierfarbendruck und 1 Faksimile. RM 9,50).

In der Form einer Erzählung schildert Hans Julius Wille das Leben der Theresse Levasseur mit Jean Jacques Rousseau „Träume und Tränen“ (Wien, Johann Günther. 579 S.). Wille hat mit großem Fleiß den literarischen Nachlaß Rousseaus und die 4148 Dokumente seines Briefwechsels ebenso genau studiert wie die Zeugnisse der Zeitgenossen, um der Gefährtin Rousseaus durch 33 Jahre, von der bisher sehr wenig die Rede war, gerecht zu werden.

E. Louis Leipoldt zeigt in seinem Buche „Holland gründet die Kapkolonie“ (Leipzig, W. Goldmann. 12 Bilder. RM 6,80. Deutsch von Dr. van Bebber) den Anteil und die Verdienste des Hilfsarztes Jan van Niebecks, der als Angestellter der Ostindischen Kompanie Gouverneur von Malakka und Gründer der

Kapkolonie wurde und damit der europäischen Zivilisation den ersten Sitz in Afrika erwarb. Das Werk des in Südafrika tätigen Universitätslehrers, das in englischer Sprache erschienen ist, ist wegen seiner Erkenntnisse über koloniale Grundsätze besonders wichtig.

Den Anteil eines unbedeutenderen Mannes an der Eroberung der Welt schildert das von Otto Dickreiter herausgegebene Buch „Ein Deutscher hilft die Welt erobern 1787–1819“, in dem der Sergeant Löffler seine Schicksale und Abenteuer in österreichischen, holländischen und englischen Kriegsdiensten in drei Erdteilen schildert. (Stuttgart, Robert Lutz Nachf. Otto Schramm. RM 5,80), zu dem Professor Karl Haushofer ein lebendiges Geleitwort schrieb.

Dem Schöpfer der neuen Türkei „Kamal Atatürk“ gilt die Biographie von Herbert Melzig (Frankfurt, Societäts-Verlag. 16 Bildseiten. RM 6,80). Diese Darstellung des Untergangs und des Wiederaufstiegs der Türkei zu ihrer heutigen Machtstellung ist ein überzeugender Beweis für die alles überwindende Kraft einer großen und starken Persönlichkeit.

Einer Reihe von bedeutenden Menschen gilt „Das Buch der Keyserlinge“ (Berlin, S. Fischer. 431 S.), zu dem Otto Freiherr v. Taube eine vorbildliche Einleitung „Baltischer Abel“ schrieb. Diese Lebenserinnerungen gelten einem Geschlecht, das beheimatet ist an der Grenze zweier Welten und in russischen und deutschen Diensten stand. Von diesen Keyserlingen, deren deutscher Zweig sich Keyserlingk schrieb, stand einer als Admiral im zaristischen Rußland, einer als Admiral in der deutschen Kriegsmarine, einer war russischer Verwaltungsbeamter, ein anderer Regierungspräsident in Königsberg, einer ein Großindustrieller in Rußland, ein anderer ist der Philosoph Hermann Keyserling. Die Frau v. Ungern-Sternberg, eine geborene Keyserling, steuert zu diesem Buche Randbemerkungen zu ihrem Leben in Schanghai bei. Dieses Buch ist ein sehr nachdenklicher Beitrag auch zur Frage, wie weit über Europa verbreitete Geschlechter mithelfen können, Europa zu schaffen und vor allem dafür, welche Eigenschaften notwendig sind, um aus einer Folgenreihe von Personen ein

Geschlecht zu bilden: „Es ist etwas Geistiges, was ein Geschlecht zum Geschlecht macht und was es daran hindert, eine Zufallsfolge bald so, bald anders gearteter, von Zeitinstinkten haltlos von Augenblick zu Augenblick hin und her geworfener Menschenkinder zu sein.“

„Die verwehte Klänge“ nennt Anna Großer-Rilke ihre Lebenserinnerungen aus acht Jahrzehnten (Leipzig, Otto Beyer. 6 Bildtafeln. RM 5,—) voll ungewöhnlichem Reiz. Sie begann nach einer Jugend in Tepitz als Schülerin von Liszt in Weimar, dann führte sie ihr bewegtes Leben über Rom und Berlin nach Konstantinopel, wo sie ein Nachrichtenbüro gründete. Überall kam diese bedeutende Frau mit bedeutenden Menschen zusammen und behauptete ihnen gegenüber wie in ihrem Leben tapfer ihren Platz.

Von einem reichen und schönen Leben kann auch Helene Raff berichten in ihrem Buche „Blätter vom Lebensbaum“ (München, Knorr & Hirth. 302 S.), die von beiden Elternteilen her das Künstler-tum mit ins Blut erhielt: vom Vater, dem Komponisten Joachim Raff wie von der Mutter, einer Enkelin von Goethes Mitarbeiter, dem Schauspieler Genast. Von ihrem Leben und den Berührungen mit künstlerischen Menschen vergangener Tage weiß Helene Raff so reizvoll zu plaudern, daß sie in ihrem Buche die ganze Zeit, die sie mit aufgeschlossenem Sinn miterlebte, in ihrer kulturellen Sonderheit festhält.

Wenn Johannes Müller, der so vielen Menschen Heilung und Stärkung gab, Lebenserinnerungen herausgibt, so kann er der Aufmerksamkeit eines großen Kreises sicher sein. „Vom Geheimnis des Lebens. 1. Buch Jugend und Sendung“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 9,—). Der Reiz seiner lebendigen Persönlichkeit tritt auch in jeder Zeile, die er schrieb, zutage, und sein Kampf gegen die Verkrampfung des menschlichen Lebens wird auch denen interessant sein, die eine persönliche Berührung mit ihm nicht haben und nicht suchen.

Die Biographie von „Marshall Ney, des Tapfersten der Tapferen“, der aus einem einfachen schwäbischen Wöltchersohn zum französischen Marschall wurde, große Taten verrichtete und seinem Kaiser bis

zum Tode unter den Kugeln eines bourbonischen Pelotons die Treue hielt, schrieb Piers Compton (Leipzig, Wilhelm Goldmann. RM 7,50), deutsch von Dr. van Vebber.

Die Erinnerungen des rheinischen Malers Walter Peterfen „Vor großen Zeitgenossen“ (Berlin, Karl Siegis-mund. RM 9,50) mit zahlreichen Kunst-drucktafeln und Textstücken sind inter-essant. Sein Leben und sein Schaffen brachte ihn in Verbindung mit Wilhelm II., Bismarck, Brahms, Stinnes, Hindenburg, Tirpitz, Scheer, Ludendorff, Richthofen, Thyssen, der Kronprinzessin, Simons und führte ihn endlich auch auf den Berghof Wachenfeld.

### Für den Weidmann

Ein prachtvolles Buch, sowohl was die Bilder, den Text und die Ausstattung an-geht, ist das Werk des schwedischen Malers Bruno Liljefors „Das Reich des Wildes“ in der deutschen Übertragung von Hefe Willide, zu dem der Reichsjäger-meister Hermann Göring ein Vorwort schrieb (Neudamm, J. Neumann. RM. 12,—). Unter den heutigen Malern des Wildes und der Jagd kann man kaum einen würdig an die Seite des Schweden setzen, der mit großer Eindringlichkeit, knapper Charakterisierungskunst und fein-stem Gefühl für Farbe vom Leben des Wil-des und des Jägers zu künden weiß. Für den deutschen Jäger findet sich hier außer-ordentlich viel Interessantes und Anregen-des aus dem Jägerleben und den jägerischen Möglichkeiten in den nordischen Ländern.

Der gleiche, um das Weidwerk so hoch-verdiente Verlag hat ein Buch heraus-gebracht „Musik und Jägererei“, in dem Carl Clewing Lieder, Reime und Ge-schichten vom edlen Weidwerk gesammelt hat mit 100 Liedern in zweistimmigem Satz und 200 Bildern nach alten Meistern und Streuzeichnungen von G. A. H. Schubert in der künstlerischen Buchaus-stattung durch Alfred Mahlau (RM 7,50). Das Buch ist erschienen als der erste Band der „Denkmäler deutscher Jagdkultur“, die im Auftrage der deutschen Jägerschaft her-ausgegeben werden. Es ist eine wahre Schatzgrube einer in sich geschlossenen und eigenartigen Literatur, zu der beste Namen



der Weltliteratur und der Malerei beitragen konnten.

Joseph M. Welter, der einen guten Namen als Verfasser spannender Abenteuerromane hat und dessen Naturverbundenheit in allen seinen Werken stark hervortritt, hat auf Einladung des bulgarischen Jagdklubs im Herbst 1936 eine Reise nach Bulgarien unternommen, über die er jetzt einen reizvollen Bericht ablegt: „Auf Jagdfahrt in Bulgarien“ (Leipzig, W. Goldmann. 32 Bilder, meist nach den Aufnahmen des Verfassers. RM 4,80). Aus seinem dichterischen Gefühl heraus hat er Bulgarien in seiner Landschaft, in seinen Menschen und in seinem jagdbaren Wild erlebt und weiß dieses Erlebnis in beschwingter Form wiederzugeben, ob er nun auf Bär, Schwarzwild, Fuchs, auf Wildgänse pürscht oder dem Angellsport obliegt. Ein erfreulicher Beitrag, weil hier ein Dichter das Jagdgefühl verinnerlicht.

#### Romane

In geschichtlicher Umwelt sind angesiedelt der Roman von Käthe Lübbert-Griese „Der Teufel in Münster“ (Berlin, G. Grothe. RM 5,50), in dem das Schicksal der Elisabeth Wanktcherer, der sechzehnten Frau des Jan van Leyden, bis zu ihrem Tode durch das Schwert, geführt von der Hand des wahnsinnigen Wiedertäuferkönigs, geschildert wird. — In der Stauferzeit spielt der Roman „Die Tänzerin von Lucera“ von Mathilde von Megratt, in dem das Schicksal König Manfreds in phantastischer Weise mit einer sarazenischen Tänzerin verbunden wird (München, F. Bruckmann. 372 Seiten). — Der Schweizer Felix Moeschlin schildert in einem breitschultrigen Roman „Der schöne Ferien“ (Zürich, Albert Müller. 404 S.) das Leben des schwedischen Grafen Fersen, in dem er auf Grund historisch-biographischer Studien mit manchen andern den Mann zu sehen glaubt, der die große Liebe der ungeliebten Marie Antoinette gewesen ist. Im Dreißigjährigen Kriege spielt der Roman von Karl Barz „Vier Kameraden“ (Berlin, Ullstein. RM 7,50), der ein mit kräftigen Pinselstrichen gezeichnetes Bild aus dem deutschen Volke zur Zeit des furchtbaren Krieges gibt im Einzelschicksal eines Augsburger Patriziersohnes, der sich,

entzweit mit seiner Familie, anwerben ließ, es bis zum General brachte und als ein Fremdling nach dem Friedensschluss in die Heimat zurückkehrt, und seiner drei Kameraden, drei wackerer Musketiere. — Die Zeit von Preußens tiefster Niederlage und seiner Erhebung wählte Albrecht Schaeffer für seinen neuen Roman „Ruhland“ (Potsdam, Rütten & Loening. RM 6,80), in dem er mit der beschwörenden Kraft seiner starken Menschendarstellung uns ein seltsames Quiproquo glaubhaft macht, da ein Offizier mit einem Schauspieler die Rolle tauscht, die dieser mit dem Einsatz seiner ganzen Kraft durchführt und endlich nach geglücktem Spiel durch freies Bekenntnis süßend rechtfertigt. — In die Nachkriegszeit führt der Roman des jungen Südtiroler Dichters Franz Zumler, „Der Ausführende“ (München, Langen-Müller. RM 5,50), der die Eigenart Zumlers, die zur Reise strebt, in der festen Verwurzelung in seiner Heimat erneut bestätigt. — Der von uns im vorigen Jahrgang veröffentlichte Roman von Siegfried Berger „Die Schwedenorgel“ (Merseburg, Friedrich Stollberg. RM 2,80) liegt nun in Buchform vor und wird in seiner sauberen Gefühlstiefe und Innerlichkeit viele Freunde finden. — Georg von der Bring ist mit seinem neuen Roman „Die Werfthäuser von Rodewarden“ wiederum in seiner niederdeutschen Heimat geliebt und gibt hier in dem Schicksal zweier Werftheimer, die sich wie Romeo und Julia Eltern in Feindschaft gegenüberstehen, bis anders als in Verona eine glückliche Lösung durch die Kinder erfolgt, ein Stück deutscher Schiffbaugeschichte, denn der Konflikt entzündet sich an der Frage: Holz- oder Eisenbau (Oldenburg, Gerhard Stalling. RM 5,50). — Ein ebenso spannendes wie überlegenfröhliches Buch ist Otto Bräus' Roman „Der schlaue Herr Waz“ (Berlin, G. Grothe. 292 S.), in dem er uns den Aufwärtsweg eines kleinen, geschäftstüchtigen Kneipwirts von der Pyrenäen-Halbinsel bis zu Reichtum und öffentlicher Anerkennung humorig schildert, die freilich der allzu schlaue Herr Waz mit dem Verlust seiner liebsten Menschen büßen muß. — Ilse Langners erster Roman nach ihren erfolgreichen Dramen „Die purpurne

PHILIP GIBBS

## England spricht

Übersetzung aus dem Englischen

Pappe RM. 5.—, Leinen RM. 6.80

Als „Ordeal in England“ in 6 Wochen in England 20000 Stück verkauft! Dieses aktuelle Diskussionsbuch voll Spannung und Geist enthält das Bekenntnis des englischen Dichters zu Deutschland. Aus dem Inhalt: Die unbekannte Dame (Mrs. Simpson) / Georg VI. / Das Deutschland Adolf Hitlers / Wer will Krieg.

Zu beziehen durch



LILY HOHENSTEIN

## Manfred Ein Streiter fürs Reich

Roman. Pappe RM. 7.50; Leinen RM. 8.75

Ein Dichtwerk, das vom deutschen Menschen und seiner Treue kündigt. Trotz des Schicksals des tapferen jungen Staufers Manfred, der gegen Ränke und Übermacht unterliegt, mündet das Buch in der Vision: Das Reich steht einst wieder auf.

jede Buchhandlung

UNIVERSITAS - VERLAG / BERLIN W 50

Stadt“ (Berlin, S. Fischer. 568 S.) behandelt farbenreich und spannend das Problem, ob der Europäer in China heimisch werden kann oder nicht den Ausgleich zwischen den Kulturen und den Völkern mit dem Verlust des eigenen Selbst bezahlt. Eine ähnliche Fragestellung hat die japanische Liebesgeschichte von Karl Friedrich Kurz „Sayonara“ (Oldenburg, Gerhard Stalling. RM 5,50). Steht im Roman von Ilse Langner ein deutscher Abenteurer von vielen Graden im Mittelpunkt, so hier ein junger Basler Kaufmannsohn, der sich an eine schöne Geißa verliert. Beide Bücher haben große erzählerische Qualitäten und zwingende Suggestionskraft, obgleich beide den Menschen des Fernen Ostens europäische Denk- und Gefühlskategorien unterlegen. — Eines

der stärksten Bücher dieses Jahres ist der Roman „Katrina“ von S. Salminen (Leipzig, Inselverlag. 546 S.), aus dem Schwedischen übertragen von Edvard H. Schaper. Dieser Roman ist in einem schwedisch-finnischen Preisausschreiben mit dem 1. Preis bedacht worden. Ihn erhielt eine Frau, die als einfaches Küchenmädchen in Amerika arbeitete und mit diesem Werke sich ebenbürtig an die Seite der ganz großen Dichterinnen stellt. Der Roman spielt auf den Mandschinseln und gibt mit sparsamen Mitteln das Bild einer ganz starken Frau, die alles Schwere und alle Enttäuschungen ihres Lebens im unbewußten Bejahen des Frauenlozes und in tiefer Mutterliebe besteht. Hier ist ein Beitrag zur Weltliteratur geliefert.

Rudolf Pechel.

## Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Dr. Adolf Reichwein, Tiefensee b. Berlin — Dr. Walther Pahl, Berlin — Harald v. Koenigswald, Potsdam-Bornim — Dr. Hans Pflug, Potsdam — Dr. Konrad Nuschäcker, Leipzig — Dr. Friedrich Wallisch, Wien — Josef Martin Bauer, Dorfen (Obb.) — Dr. Margret A. Boveri, Berlin — Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin — Edwin R. Wichmann, Bernau b. Berlin — Dr. Hans Goldschmidt, Potsdam.

Hauptchriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortliche Anzeigenleiterin: Ilse Schürmeister, Leipzig • DZ. III, 1937: 4000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.

## WACHTMEISTER PETER

### Ritt ins Morgenrot

Ein Ketterleben in den Freiheitskriegen. Herausgegeben von Wilhelm Kohlhaas. Mit 8 Bildern. Kartonierte RM. 3,50, in Leinen RM. 4,80.

Aus diesem in männlich-träftiger Sprache geschriebenen Buche spricht ganz unmittelbar das groÙe Erleben eines aufrechten und tapferen deutschen Soldaten

## KARL GÖTZ

### Das Kinderschiff

Ein Buch von der weiten Welt, von Kindern und von Deutschland. Mit 12 Zeichnungen. Kartonierte RM. 4,50, in Leinen RM. 5,80.

Dieser Fahrtbericht einer auslandsdeutschen Schule nach Deutschland ist ein ergreifendes Zeugnis der Heimat- und Vaterlandsliebe; er wurde ausgezeichnet mit dem Volksdeutschen Schriftumspreis der Stadt Stuttgart und des Deutschen Ausland-Instituts.

## WILHELM EHMER

### Um den Gipfel der Welt

Die Geschichte des Bergsteigers Mallory. Kartonierte RM. 3,50, in Leinen RM. 4,80.

Ein Roman um die englische Mount-Everest-Expedition 1924, die dem Verfasser die Silberne Olympiamedaille eingetragen hat.

## KURT KLUGE

### Das Flügelhaus

Roman. Kartonierte RM. 3,50, in Leinen RM. 4,80.

Ein heiteres und zugleich besinnliches Buch um den sonderlichen „Herrn Kortüm“, das in glücklicher Weise die nun schon berühmt gewordene „Silberne Windfahne“ fortsetzt.

## STIJN STREUVELS

### Weihnachtsgeschichten

5 Erzählungen. Kartonierte RM. 3,50, in Leinen RM. 4,80.

Eine Auswahl der schönsten Weihnachtsgeschichten des flämischen Dichters voll Zartheit und Innigkeit, aber auch voll erwachsener Kraft.

## STIJN STREUVELS

### Kinderselchen / Frühling

Pappband je RM. 1,80, in Leinen je RM. 2,40.

Zwei Erzählungen aus der Welt des Kindes, bezaubernd in ihrer stillen Frömmigkeit, erschlatternd in ihrer Menschlichkeit.

## ERWIN BALZ

### Das Leben eines deutschen Arztes im erwachenden Japan

Tagebücher, Briefe, Berichte. Herausgegeben von Erwin Toku Balz. Neuausgabe. Mit 22 Bildern. Kartonierte RM. 6.—, in Leinen RM. 7,50.

Aus diesem großangelegten Wertspricht ein Mann zu uns, der aus eigener Anteilnahme und tiefem Verstehen heraus für Japan und die Japaner und zugleich auch für Deutschland gewirkt und gelebt hat.

## HAYNO FOCKEN

### Schlupfer, der unverbesserliche Ur-Dackel

Mit Bildern von Fritz Koch-Gotha. Kartonierte RM. 2.—, in Leinen RM. 2,80.

Eine humoristische Verlesende von der Erschaffung des Dackels, von seinem eigenkinnigen Erdbadafein und von seinem Einzug in die Gesilde der Seligen.

Prospekte unberechnet. Zu beziehen durch jede Buchhandlung!

J. ENGELHORNS NACHF. STUTTGART



## Der Weihnachtsmann hat seinen „Betrieb“ auf Klein-Conti umgestellt

Er weiß aus eigener Erfahrung: Auf der Klein-Continental schreibt sich's spielend leicht. Die Schrift ist auch bei zahlreichen Durchschlägen sauber und immer zeilengerade. Jeder Brief sieht tadellos sauber und gewinnend aus. Die Maschinen sind in 3 verschiedenen Ausführungen von RM. 186.— an (mit Koffer) lieferbar.

Verlangen Sie bitte kostenlos das lustige Klein-Conti-Weihnachtbuch K 80



WANDERER - WERKE  
SIEGMAR - SCHÖNAU



*Zwei bedeutende Romanschöpfungen  
Ein stilles und ein bewegtes Buch*

Otto Gmelin  
**Das Haus der Träume**

Roman. in Leinen 4.80

Otto Gmelin gewinnt auch dem Heiligsten und dem Geheimnisvollsten, das oft gerade im Alltäglichen um uns webt, jene menschlichen Werte ab, ohne die keine Dichtung bestehen kann, und die sich nicht aussprechen, sondern nur durch den Zauber der Rede vermitteln lassen. Und diesen Zauber der Rede beherrscht Gmelin jetzt auf eine Weise, wie neben ihm vielleicht nur Hans Carossa unter den Lebenden es tut. Auch er schreibt wie mit dem Silberstift, und doch führt er ihn wieder auf seine Weise. Was sich da im Stillen abspielt, das alles wird so unaufdringlich und so tief erschütternd ans Herz gebracht, daß wir die Tragödien und Erlösungen, die das Leben alle Tage mit sich bringt, deutlich miterleben können. Das Buch ist reif und ein kerndeutsches Buch dazu! Prof. Dr. Robert Petsch

---

Heinrich Hauser  
**Notre Dame von den Wogen**

Roman. in Leinen 5.80

Ein Buch von der Seefahrt und der Weite des Meeres. Hauser ist hier zu seinem ursprünglichen Thema zurückgekehrt, gefahrenreiche Erlebnisse einer Segelreise nach Australien haben sich ihm zu einer innerlich bewegten Handlung verdichtet. Jener Mann, der engen Verhältnissen entfliehend das Wagnis echten Lebens sucht, findet sich an Bord des Seglers im Kampf mit den elementaren Gewalten vor ein neues Dasein gestellt. In Wildern und Träumen, in Verlangen und Verzicht zieht fern die große Welt vorbei, seltsam durchsichtig geworden nach der inneren Klärung, die sich mit dem Abstand vom alten Europa vollzieht.

Eugen Diederichs Verlag Jena

# Bücher, in denen unser Volk lebt

Erna Pissl

## Deutsche Bauern in Ungarn

Mit einführenden Beiträgen von Prof. Dr. A. Haber-  
landt (Wien) und Dr. E. Rieger (Münster i. W.)

Den Grundstock des Buches bilden die schönen Aquarelle  
der Wiener Malerin Erna Pissl, wiedergegeben in acht-  
farbigem Offsetdruck. Dazu als Text eine Fülle volkstüm-  
lichen Sprachgutes: Familien- und Flurnamen, Sprüche  
und Reime, Lieder, Sagen und Schwänke, auch Koch-  
rezepte! An diesen Kostbarkeiten muß jeder unverbildete  
Deutsche helle Freude haben!

64 Seiten mit 29 meist ganzseitigen, mehrfarbigen und  
11 einfarbigen Abbildungen. Kartonierte M. 5.40,  
Leinen M. 7.80

## Eupen-Malmedy-St. Vith Ein Bilderbuch

Von Georg Dahl und Gerhard Meßger

Das Abbild einer deutschen Landschaft jenseits der Reichs-  
grenzen in Wort und Bild getreulich aufgezeichnet.

104 Seiten mit über 90 Abbildungen in bestem Kunstdruck  
Kartonierte M. 3.60, Leinen M. 5.—

Hans Keglaff

## Bauernhochzeit im Elsaß

Eine neue, besonders reizvolle Arbeit des hervorragenden  
Lichtbildners, ein Geschenk für Volkshunde und für —  
Brautleute!

48 Seiten mit 33 Bildern. Süßsch Kartonierte M. 2.—

Walter Engelhardt

## Ein Memelbilderbuch

Eine glückliche Verbindung von Wort und Bild zum Lobe  
einer eigenartig schönen, oft verkannten Landschaft im  
Norden des Reiches.

96 Seiten mit 127 Abbildungen  
Ganzleinen RM. 5.—

Aber alle hier aufgeführten Werke und über  
unsere sonstigen Veröffentlichungen Sonder-  
drucksachen bereitwilligst!

**Verlag Grenze und Ausland**  
Berlin W 30

# Neuerscheinungen 1937

RUDOLF NAUJOK

## Gewitter am Morgen

Eine Liebesgeschichte von gestern

Brochiert RM. 3.—, Ganzleinen RM. 3.75

Von Liebe und Schuld zweier junger Menschen ver-  
schiedener Herkunft erzählt dieser ungewöhnlich  
packende Roman.

JOSEF VIERA

## Maria in Petersland

Ein Roman aus Deutsch-Südafrika

Brochiert RM. 3.—, Ganzleinen RM. 3.75

Das fesselnde Schicksal einer tapferen Kolonistin  
und der heldenmütige Kampf der Deutschen unter  
Lettow-Vorbeck.

LISA SCHULTZE-KUNSTMANN

## Der Weg durch den Schatten

Ein Schauspieler-Roman

Brochiert RM. 3.—, Ganzleinen RM. 3.75

Von Glanz und Glend der großen Welt des  
Theaters und dem bewegten Leben eines erfolg-  
reichen Künstlers

MAX NIEDERMAIER-WELL

## Der Fähnrich

Ein Reiter-Roman

Brochiert RM. 3.50, Ganzleinen RM. 4.50

Ein Buch von den Taten tollkühner junger Helden  
aus dem Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges.

ANNA HILARIA VON ECKHEL

## Rings um ein Streichquartett

Roman

Neue wohlfeile Ausgabe. Ganzleinen RM. 3.25

Das Wien Franz Schuberts und die ganze sonnige  
Welt des Wiednermeier sind in diesem köstlichen  
Buche.

COSMUS FLAM, OTTO H. FLEISCHER

## Die Winterpostille

Ein Lese- und Singbuch für Winter und Weihnacht  
Mit 11, teils farbigen Bildtafeln

Neue wohlfeile Ausgabe. Halbleinen RM. 4.80

Eine „wahre Schatzkammer aller winterlichen und  
weihnachtlichen Herrlichkeit“, die jetzt in verbillig-  
ter, inhaltlich unveränderter Ausgabe vorliegt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Vollstän-  
diges Verlagsverzeichnis und Sonderprospekte un-  
entgeltlich vom

**BERGSTADTVERLAG, Breslau**





Unermüdllich sind aber tausend Hände für das **W B M** tätig

Wo erfüllst du deine Pflicht?

#### NEUERSCHEINUNGEN

**Friedrich Ludwig Jahn** Romantiker der Tat

Herausgegeben von Dr. Alfred Weise. In Leinen RM. 3.50.  
Jahn, den unerbittlichen Bekenner, den aufbauenden Denker,  
den Sprachschöpfer in der Nachfolge Luthers und unermü-  
dlichen Vorkämpfer für „Deutsches Volkstum“ zu ver-  
lebendigen, will das vorliegende Jahn-Buch dienen.


**Der ewig springende Quell** Kurlmärkische Märchen

Herausgegeben von Dr. Werner Mittelbach. In Leinen RM. 2.80.  
Fordern Sie bitte ausführliches Verlagsverzeichnis

ALFRED PROTE VERLAG POTSDAM

*Dr. Lahmanns*  
*Laboratorium „Weißer Hirsch“*  
— DRESDEN

PHYSIKALISCH-  
DIÄTETISCHE  
HEILANSTALT



6 Fachärzte / Modernste Kurmittel  
Ganzjähr. geöffnet / Waldgolfplatz!

#### SCHÖNE NEUE BÜCHER

Leo Weismantel

**Coeline**

Der Roman einer Ehe

Ungewöhnlich Tiefes und Reines über Liebe und Ehe,  
über Streben nach Dervollkommenung und Ineinander-  
aufgehen und über die qualvollen Widerstände in Mann  
und Frau spricht aus diesem innerlichen und wertvollen  
Buche.

Ganzleinen RM 6.50

Agathe Lindner

**Die Stimme Irgendwo**

Der Roman eines suchenden Herzens

Eine junge hochbegabte Frau folgt der Stimme, die ihr  
„von Irgendwo“ tönt, und sucht den Sinn ihres Lebens.  
Sie durchstreift Afrika und Schottland. Da findet sie in  
Friesland Erfüllung in der tätigen Arbeit und in der Liebe.

Ganzleinen RM 6.80

In jeder Buchhandlung erhältlich. Prospekte kostenlos.  
Verlagshaus Bong & Co. / Berlin W 35

### Abgeschlossen

durch den soeben erschienenen 3. Band liegt nun vor

**Mayer-Kaindl-Pirchegger**

### Geschichte und Kulturleben Deutschösterreichs

von den ältesten Zeiten bis nach dem Weltkrieg

3 Leinenbände, zusammen 1140 Seiten,  
in einer Geschenkkassette

RM. 25.—

Wird zu den besten Werken historischer  
Geschichtsschreibung auf gesamtdeutscher  
Grundlage gezählt.

### Ein neues Standardwerk

über die Türkei von heute, entstand durch die  
vollständige Umarbeitung der vergriffenen 1. Auflage  
v. J. 1935 des Werkes

### Das Land Kamal Atatürks von August R. v. Kral

2. vollst. umgearb. u. stark erweiterte Auflage 1935  
356 Seiten mit 1 Register und 1 Karte  
Kartonierte RM. 7.50; Leinen geb. RM. 9.—

Neueste Daten, Berücksichtigung auch der  
jüngsten Fortschritte und Vorkommnisse  
auf allen Gebieten des öffentlichen und  
geistigen Lebens und der Wirtschaft.

VERLANGEN SIE DIE SONDERPROSPEKTE

WILHELM BRAUMÜLLER VERLAG WIEN IX — LEIPZIG C



## BEILAGENHINWEISE

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der Dezember-Ausgabe unserer Monatschrift „Deutsche Rundschau“ liegen Bücher-Kataloge nachstehender Verlage bei, die wir unsere Leser bitten, entsprechend zu beachten:

Verlag J. Brudmann, München  
Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin

Effener Verlagsanstalt, Essen

S. Fischer Verlag, Berlin W 35

Wilh. Goldmann Verlag, Leipzig

G. Grote Verlag, Berlin

Hanseat. Verlagsanstalt, Hamburg 36

Insel-Verlag, Leipzig

Junker & Dünhaupt, Berlin

Wilh. Gottlieb Korn, Breslau

Albert Langen-Georg Müller, Mchn.

J. F. Lehmanns Verlag, München 15

Paul Neff Verlag, Berlin

R. Piper & Co., München

## HELIOS KLASSIKER

*Erschöpfende Auswahl*

*Handliches Format*

*Künstlerische  
Ausstattung von  
Prof. E. R. Weiß*

*Biographische  
Einleitungen  
namhafter Herausgeber*

Jeder Band in Leinen RM. 2.45,  
Halbleder RM. 4.—. Über Ganz-  
leder Ausgaben gibt der Prospekt  
„Helios-Klassiker“ Auskunft.

*Durch jede Buchhandlung*

PHILIPP RECLAM JUN.,  
VERLAG, LEIPZIG

### Drei Erfolgsbücher

*Die erstaunliche Romandichtung*

**HORST LANGE**

**SCHWARZE WEIDE**

Leinen RM 7.50

„Das Buch gehört zweifellos zu den ganz wenigen, ganz dichterischen Romanen der letzten Zeit. Lange ist ein bezwingender Schilderer der Landschaft, ein erschreckender Beobachter der inneren und äußeren Welt.“

*Deutsche Allgemeine Zeitung*

*Abermals in neuer Auflage!*

*Die meisterliche Biographie*

**J. E. NEALE**

**KÖNIGIN ELISABETH**

Leinen RM 9.60

„Mit diesem Standardwerk ist der jungfräulichen Königin endlich ein vollgültiges Denkmal gesetzt worden. Neale weiß um die großen Zusammenhänge zwischen den Menschen und den Dingen der Zeit und den großen Kräften, die hinter beiden stehen.“

*Deutsche Rundschau*

*Das bedeutende Erinnerungswerk*

**FRIDA STRINDBERG**

**LIEB, LEID UND ZEIT**

Eine unvergeßliche Ehe

Leinen RM 9.60

„Eine vergangene Welt ersteht vor unseren Blicken, so eindringlich gesehen, daß man vergißt, wie fern sie uns gerückt ist. Es ist ein Buch der Erinnerung und keine Dichtung; aber das Leben selbst war ein Roman von erstaunlicher Dichte und Intensität.“

*Deutsche Zukunft*

**H. GOVERTS VERLAG**

**HAMBURG**

# Deutschland

*Ein Handbuch von Landschaft, Volk und Kultur*

Von Dr. Hans Pflug

Etwa 700 Seiten mit 130 Abbildungen, 39 Zeichnungen, einer politischen Karte und einer mehrfarbigen Bildkarte von Deutschland im Format 38×48 cm. Leinen RM. 6.50, Halbleder-Geschenkausgabe RM. 8.50. — Unter den vielen bisher erschienenen Deutschlandbüchern ist noch keines, das uns ein „Seydlich“ für das praktische Leben sein könnte. Das neue Deutschlandbuch will diese fühlbare Lücke ausfüllen. Das Werk besteht aus zwei Teilen. Einer Landschaftskunde, in der Dr. Hans Pflug die Vielfalt Deutschlands in seiner landschaftlichen Schönheit, seiner großen geschichtlichen und kulturellen Vergangenheit und seiner wirtschaftlichen Struktur wie einen gewaltigen Filmstreifen vor unserem Auge abrollen läßt. Jeder Leser wird sich willig Pflugs kundiger Führung anvertrauen, mit ihm durch die deutschen Gaue wandern, um sich ihrer landschaftlichen Reize, ihrer alten Kulturen und ihrer volklichen Wesensart bewußt zu werden. Der zweite Teil — das Deutschland-Lexikon — gibt in alphabetischer Anordnung über Länder, Städte, Flüsse, Burgen und Schlösser, Wirtschaft und Volkstum Auskunft, nicht lexikalisch trocken, sondern in knappen, lebendigen Aussagen.

*Das erste Urteil: „Wir haben ein Deutschlandbuch von so sympathischer Gründlichkeit und in sprachlich so angenehmer Form noch nicht gehabt.“*

*Dr. Adolf Heckel, Nürnberg*

**Eine Deutschlandkunde für jedermann**

---

Philipp Reclam jun. Leipzig